

SCHLESISIEN

MÄRZ 1941

HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN · GAUVERLAG-NS-SCHLESISIEN · BRESLAU · JAHRG. 3 NR. 3 · 1- RM



SCHLESISIEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM
HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN

3. JAHRGANG · MÄRZ 1941 · FOLGE 3

STÄNDIGE MITARBEITER: PROFESSOR DR. HERMANN AUBIN
DR. FRITZ ARLT · DR. ERNST BIRKE · OBERBÜRGERMEISTER
DR. HANS FRIDRICH · DR. HANS-WERNER FISCHER · DR. FRITZ
GESCHWENDT · PROVINZIALKONSERVATOR PROFESSOR DR.
GÜNTHER GRUNDMANN · LANDESLEITER ALFRED HARTLIEB
LANDESRAT GEORG KATE · DIREKTOR VICTOR KAUDER
DR. WERNER KUDLICH · PROF. DR. WALTER KUHN · GAU-
OBMANN JULIUS MERZ · OBERBÜRGERMEISTER WALTHER
SCHMIEDING · SCHULRAT KARL SCHODROK · GEN.-DIR.
GEORG SIEFEN · KUNSTHISTORIKER BERNHARD STEPHAN

INHALT

JOSEPH WITTIG: Glatzer Heimat	38
DR. WOLFGANG BAUMGART: Grafschafter — Schlesier — Deutscher	40
MARIA SCHWEIGHOFFER: Ehrwürdiges Habelschwerdt	42
DR. WILHELM MERIDIES: Vom Wesen der Kunst und dem Schicksal des Künstlers.	45
MARIA SCHWEIGHOFFER: März-Winter im Glatzer Land	48
HERMANN STEHR: Der Grafschafter Bauer an seinen Sohn	51
DR. EMIL SCHIECHE: Tschechische Ansprüche auf das Glatzer Land 1918/19	53
CHRISTOF KRUMBHERMER: Ein Freiwilliger aus dem Buren- krieg und sein Berggarten auf dem Puhupafj	56
GERHART BARTSCH: Die Antwort des Leutnants Yorck	59
Berichte	61



WOLFELFALL • BLEISTIFTZEICHNUNG VON FERDINAND KOSKA
SCHLESISCHES MUSEUM DER BILDENDEN KÜNSTE Breslau

GLATZER HEIMAT

EINE DICHTUNG VON JOSEPH WITTIG

Es ist eine Sage aufgekommen, sie wird schon in den Stuben kleiner Leute erzählt wie eine alte. Wir saßen über einem Schulatlas und hatten die »physikalische Karte« von Ostdeutschland vor uns, wollten den Einmarsch der deutschen Wehrmacht ins Polenland studieren, vermochten aber unsere Augen nicht zu hindern, immer wieder an dem schönen Rechteck des heimatlichen Gebirgskessels hängen zu bleiben, den vor nahezu 500 Jahren, 1459, König Georg Podiebrad, Beherrscher des alten deutschen Böhmerlandes, zur Grafschaft erhoben und seinem Sohne Heinrich, dem Gemahl einer Hohenzollernprinzessin, verliehen hat. »Das ist wie eine Stube, in der es sich gut wohnen läßt«, sagte der Nachbar, »das ist der Backtrog, in dem wir gebacken worden sind«, der andere. Darauf der Dritte: »Das ist eine Königswiege, in der vor uralten Zeiten ein Königreich groß geworden ist! Ich habe es erst jüngst gelesen!« - »Nanu!« riefen die anderen.

Ich kannte die Quelle dieser neuen Sage, die schon die Macht einer alten hat: Als die Helvetier im 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung das Land zwischen Bamberg und Regensburg verlassen hatten, um in die Schweizer Berge zu ziehen, besiedelten Mainfranken und Quaden das verlassene Land, wehrhafte Leute, die man bald »Grenzschutzleute« oder Markomannen nannte. Im Jahre 60 vor unserer Zeitrechnung waren die Markomannen schon ein kriegsstarke Volk, das dem Dakerkönig Boirebistas bei der Niederwerfung und Ausrottung der keltischen Bojer in Böhmen und im Sudetenlande verbündet war und sich dadurch nicht nur die Kenntnis, sondern auch das kriegerische Anrecht auf die entvölkerten Waldgebiete erwarb. Als sie 50 Jahre später von dem römischen Feldherrn Drusus in ihren mainfränkischen Sitzen so bedrängt wurden, daß sie ihre Heimat nicht mehr ausreichend beschützen konnten, beschloßen sie, unter Führung des im römischen Heeresdienst geschulten Edelings Marbod in jene ihnen wohlbekannten, von den alten Geographen zum »Herkynischen Walde« gerechneten Waldgebiete zu flüchten und dort eine neue,

der Römermacht unzugängliche Heimat zu suchen, in der sie ihre geschwächte Wehrkraft wiederherstellen und durch Bündnisse mit benachbarten germanischen Stämmen so verstärken wollten, daß sie den verhassten Römern noch einmal die Stirn bieten könnten. Marbod wurde ihr König, und es gelang ihm, ein mächtiges Reich zu begründen, dessen jahrhundertelanger ruhmreicher Kampf mit dem Römerreiche aus der Geschichte allgemein bekannt ist. Aber wo in dem weiten Waldgebiet des Ostens war die erste Niederlassung des kriegerischen Volkes, die neue Heimat der Markomannen? Kann sie nicht an der oberen Neiße gelegen haben?

Dies ist die Quelle der neu aufkommenden Sage, daß die Grafschaft Glatz die Wiege eines uralten Königreiches gewesen ist, und der Kern dieser Sage wird dereinst einmal vielleicht auch von der Wissenschaft anerkannt werden. Wer nach einer Tageswanderung von Breslau her kommt und gegen Abend gleich hinter Reichenbach die dunkle Wand des hohen Gebirges wie eine gewaltige Feste vor sich sieht, oder wer an einem Frühlingmorgen von Patzschkau nach Gefäß geht und auf einmal das süße Blau der Grafschafter Berge erblickt, wird im Herzen tief ergriffen von Schauer und von Seligkeit, so daß er jeglicher Sage und jeglichem Märchen zugänglich wird.

Wohlgefugt ist die Königswiege: Zu Häupten das wahrhaft königliche Massiv des Glatzer Schneegebirges, zur Rechten die Wände des Reichensteiner Gebirges und des Eulekamms, zur Linken das Habelschwerdter Gebirge, die Hohe Menze, die Heuscheuer, zu Füßen der Königswalder Spitzberg und der Falkenberg, dessen Name jetzt nur noch in einem Dörflein des Eulengebirges fortlebt. Über die Ränder der Wiege hängt die dunkelgrüne Draperie der Wälder, eingebettet sind die fruchtbaren Täler der Neiße, der Biele und der Steine. Still! Ich höre meinen Freund, den vor vier Jahren verewigten Dr. Friedrich Keller, versunken in die wunderbare Schau von der Höhe des Schlegler Kirchelberges singen:

Was kann dir gleichen, schönes Land,
 so wie du mir zu Füßen liegest!
 Rundum der Berge blaue Wand,
 an die du deine Matten schmiegest,
 mit dunklen Wäldern wettterrauh,
 die überm Tale schweigend sinnen,
 und fernem Gipfel still und grau,
 um den die Wolken Schleier spinnen!
 Und mitten dann, o sonnig Reich,
 der reifen Ähren seidne Breiten
 und weiße Dörfer, Strömen gleich,
 die zwischen goldnen Ufern gleiten!
 Und Lerchenfang tauscht rund im Tal
 mit Glockenklängen Liebeszeichen -
 O du, ein einziger Choral,
 du schönes Land, was kann dir gleichen?

In die urkundliche Geschichte tritt das Glatzer Land mit einer Vergangenheit ein, die der rationalen Geschichtswissenschaft den Atem verschlägt. Wie eine einzige Gebirgsfestung steht sie vor dem ersten Blick einer solchen Wissenschaft da, wie ein streng geordnetes Schachbrett an allen vier Ecken mit Türmen besetzt. Da ragt an der südlichen Ecke die Burg Schnallenstein (Stein am Snellin, d. h. an der bewachten Schranke, die den großen Volksweg sperrt, der durch den Erlitz-Durchbruch kommt), an der östlichen Ecke der Karpenstein, an der westlichen Ecke der Landfried, an der nördlichen Ecke der Neuroder Wehrturm, vor ihm vielleicht die Haumburg. Nur, daß dieses Schachbrett auch einen Turm in der Mitte hatte, das Glatzer Castellum, und daß die beiden »Könige« zuerst nur Herzöge waren und erst im Laufe des Spiels Könige wurden, der von Böhmen und der von Polen. Zuletzt gewann der von Böhmen. Bis Friedrich der Große kam!

Die Tischechen haben die Mär aufgebracht, die Grafschaft Glatz sei Urbesitz des tschechischen Volkes. Die Markomannen seien im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung abgezogen und die Tischechen seien nachgerückt und haben die Städte und Dörfer der Grafschaft gegründet. Erst im 13. Jahrhundert habe der Böhmenkönig Ottokar II. mitteldeutsches und westdeutsches Stedlervolk herbeigerufen und gehätschelt. Tatsächlich haben erst im 15. Jahrhundert slawische Pfandherren des Glatzer Landes und slawische Lehnsleute versucht, alte deutsche Ortsnamen durch tschechische zu verdrängen und tschechisches Wesen in ihrem Machtbereich zu verbreiten. Kümmerliche Versuche! Das Land blieb deutsch, wie es von jeher war. Es hat sich auch nie als ursprünglichen Teil des böhmischen Landes gefühlt, sondern stets als arteigenes Kronland. Die Glatzer Ritterschaft unterstand nicht dem böhmischen Landrecht. Noch 1578 betont der Landeshauptmann von Glatz, Christoph von Schellendorf, die Grafschaft sei von alters her eine Erbschaft für sich gewesen, und die Herren und Inhaber der Grafschaft haben ein »dominium directum et utile« gehabt; in Steuerfachen habe stets eine besonders deputierte Kommission in Glatz mit den Glatzer Ständen verhandelt! Und 1674 erklärten die Stände: »Es ist weder erhört worden noch zu lesen, daß die Grafschaft Glatz jemals ein Kreis des Königreichs Böhmen gewesen sei; sie ist vielmehr als ein inkorporiertes Membrum geschätzt worden.« Klingt in solchen stolzen Worten nicht schon die Sage von der Königswiege?

Vom Soldatentum sagt man, daß es, einmal ins Blut gegangen, eine ewige Eigenschaft wird, die auch im Himmel nicht verloren geht. Will man das Glatzer Volkstum bestimmen, so wird man nicht vergessen dürfen, daß es ursprünglich Wehrtum war. Oder gar Königtum? Man erkennt dies noch aus der Haltung des Grafschafter Mannes zu seinem Recht und zu seiner Arbeit. Will-Erich Peuckert hat es richtig gesehen. »Der Bauer des Berglandes«, sagt er, »will sein Recht; er hat auch die Haltung, es zu erzwingen, aber - er kann es auch fallen lassen, während der Bauer in der Ebene sich in sein Recht verfißt und verbiestert und von ihm nicht los kann«. Also im Bergland die Herren über das eigene Recht, im Flachland die vom eigenen Recht Gefesselten. Die Grafschafter sind mühsame, fleißige Menschen. Bis auf die Höhe des Falkenberges haben sie das Land urbar gemacht. Die strenge, soldatische Ordnung der Zünfte, die den rechten Gebrauch der Waffen zur Vorbedingung der Aufnahme machten, ist in die freien Werkstätten, Bergwerke und Fabriken eingegangen. Aber der Grafschafter will kein Knecht der Arbeit sein, sondern ihr Herr; er will sie auch einmal einen Tag lang liegen lassen dürfen. Und dann erscheint er im besten Staat, zwar nicht die Königskrone auf seinem Haupt, aber königlichen Sinn im Herzen. An solchem Tage springt sein Geld fröhlich aus seinem Beutel. An einem Tage wenigstens will er reich sein und nicht sparen müssen. Wer kennt ihn da wieder, den mühsamen Bauern, den hungernden Weber, den dunklen Bergmann, den staubbedeckten Steinmetzen, den fleißigen Handwerker?

Das echte Wesen des Grafschafter Volkstums läßt sich nicht immer sehen und ist darin gleich dem oft umwölkten Gipfel des Schneebirgs. Ist es noch ursprüngliches Wesen? Wandelt es sich nicht mit jedem Zuzug? Wurde es nicht überdeckt von fremdem Wesen? Von Masseneinwanderungen im Mittelalter zeugt keine geschichtliche Urkunde. In der Reformationszeit kamen viele Evangelische aus der Liegnitzer Gegend in die Grafschaft. Zwischen 1780 und 1830 strömte viel erwerbglühendes Volk ein, so daß die industriellen Städte und Dörfer auf das Doppelte und Dreifache ihrer Einwohnerzahl anwuchsen. Aber der anfällige Mann, wenn auch gering an Zahl, wenn nur in starkem Volkstum wurzelnd, bleibt bestimmend; er schmilzt den Zuzug in sein Wesen ein. Wenige Jahre genügen, um einen Fremden zu einem Grafschafter zu machen; so stark sind die formenden Kräfte der Gebirgslandschaft.

Länger dauert es, bis ein Auswanderer den Grafschafter Volkarakter verliert. Manche sagen, er verliere ihn nie. Alle Jahre sichtet die Grafschaft eine beträchtliche Zahl ihrer Söhne ins Reich, früher auch in die weite Welt. Soll ich die Namen der Grafschafter nennen, die sich im Reich einen guten Namen erworben haben? Es sind viele Hunderte; sie sind noch nie gezählt worden. Ein jeder wird erwarten, daß ich wenigstens den Dichter Hermann Stehr nenne, der seit einigen Monaten wieder in Grafschafter Erde ruht, oder den Schauspieler und Dichter Friedrich Kaystler, oder die Gebrüder Hans, Ernst und Fritz Seger. Die Grenze der Kurtosität streift es, daß der Komponist der japanischen Nationalhymne ein gebürtiger Grafschafter ist, Franz Eckert, weiland Direktor der japanischen Marinekapelle und später der kaiserlich koreanischen Hofkapelle, noch heute überall klingend, wo japanische Schiffe die Meere befahren, von Le Havre bis Kapstadt, von New York bis Bombay. In den bayerischen Königsschlössern finden sich Bilder von Grafschafter Malern. Hunderte von Altären, Kelchen und Monstranzen im Reich sind von Grafschafter Künstlerhänden entworfen und gefertigt. Noch wichtiger ist der namenlose Strom gesunden Blutes, der aus der Grafschaft ins Reich abfließt. Es ist ein tüchtiges Volkstum, das aus der Königswiege der Glatzer Berge fort und fort dem Reiche zuwächst, wohl immer geneigt zur Angleichung an das gemeindeutsche, seit 1870 auch an das preußische Wesen, aber doch so wenig eingebnet wie die Berge, die es formen halfen.

GRAFSCHAFTER - SCHLESIER - DEUTSCHER

HERMANN STEHR ZUM GEDÄCHTNIS
VON WOLFGANG BAUMGART

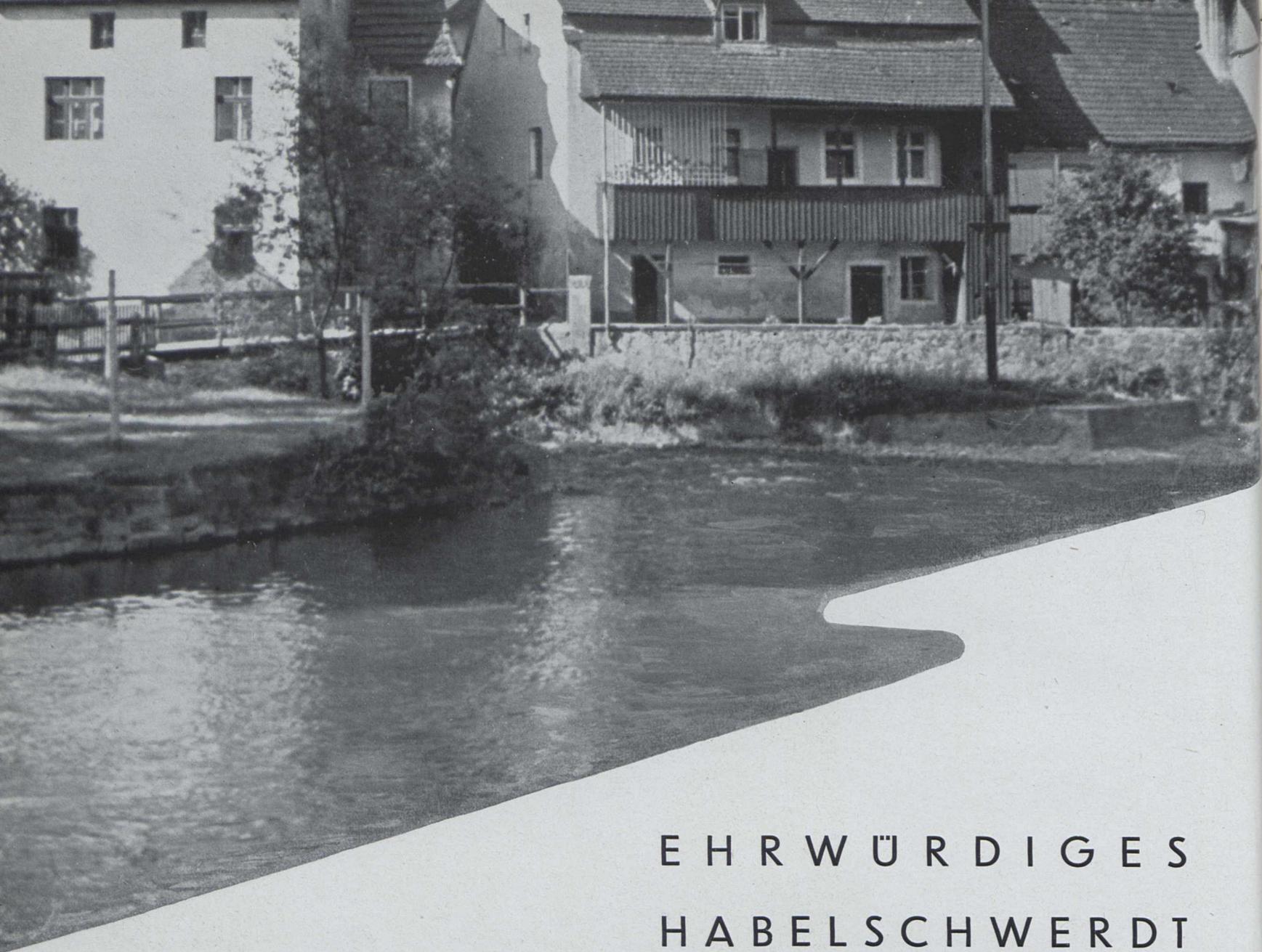
Die große, von aller Wanderfreude und Fernsehnsucht nie ganz auszulöschende Heimmattreue des Schlesiers und die besondere Heimatverbundenheit des dichterischen Menschen - »keinen Dichter noch ließ seine Heimat los«, wie der Schlesier Josef von Eichendorff es mit plastischem Bilde bezeichnet, - treffen zusammen, um die enge und über sein ganzes Leben hin andauernde Bindung Hermann Stehrs an die heimatliche Grafschaft Glatz zu erklären.

Am 16. Februar 1864 in Habelschwerdt geboren, hat er seine ganze Kindheit und Jugend, auch die Ausbildungsjahre als zukünftiger Lehrer, innerhalb der Grenzen der Grafschaft zugebracht und darüber hinaus, außer einer kurzen Unterbrechung zur Zeit seiner ersten Beschäftigung als Lehrer, weitere lange Jahre, bis zur Jahrhundertwende, in der einsamen Dorfschule von Pohldorf in den westlichen Glatzer Bergen gelebt. Beide Zeiträume, durch einen kurzen Einschnitt getrennt, sind von hoher Bedeutung für die Art und die Tiefe der Heimatbindung Hermann Stehrs. Fördert die Heimatgeborgenheit während der Kinder- und Jünglingsjahre des eindrucksempfänglichen und feinempfindenden jungen Menschen die feste Verwurzelung im Ursprungslande, so bringt die Pohldorfer Zeit, von seinen Vorgesetzten als Verbannung für den bis zur Widerspenstigkeit und Auffälligkeit geraden Mann gedacht, die bedeutendste Entscheidung, den Umschwung seines Lebens mit der Hinwendung zur Dichtung, wie sie so nur dort möglich war, und damit eine Gewichtsverlagerung nachhaltigster Art in seinem Verhältnis zur Heimat. Was ihm späterhin - nach der Verletzung von Pohldorf lebte Stehr nur noch außerhalb der Grafschafter Grenzen, wenn auch innerhalb Schlesiens, in Dittersbach, Warmbrunn und zuletzt in Schreierbau - die Heimat bedeutete, hat er in einer kurzen Skizze aus dem Jahre 1926 dargestellt. Hier werden die erlösenden und befreienden Kräfte der Heimat aufgewiesen, zu denen man aus der Ferne zurückkehren kann, um sie gereinigt und geklärt wieder zu verlassen. Die Heimat enthebt den Menschen, der sich belastet zu ihr flüchtet, aller äußeren Schlacken. »Indem ich über mich hinausgehoben werde, werde ich meiner recht inne« (Stundenglas 174). Dies ist der unverlierbare persönliche Besitz, den Stehr

aus den Heimatfahrten für sein ganzes späteres Leben mitnimmt. Wichtiger noch ist für uns der Anteil, den die Heimat an seinem dichterischen Werke hat. Dieser Anteil ist zumal in den frühen, auf die Pohldorfer Zeit zurückgehenden Werken außerordentlich groß und dort auf fast jeder Seite zu erkennen. Der Spielraum der Handlungen, die landschaftliche Einzeldarstellung, wo sie erscheint, die äußeren Lebensumgebungen und die Wesenszüge der Gestalten und nicht zuletzt die mehr oder weniger vordringende, überall aber erkennbare Verwendung der Mundart, die auf weite Strecken eine ganz besondere Tongebung der Dichtungen erreicht, sind der Heimat entnommen. Zu dem allem aber tritt nun hinzu, und das ist am bemerkenswertesten, daß auch die ganze Wesensstruktur des Frühwerkes dem Heimatboden entstammt. Darüber gibt uns ein Vergleich mit Stehrs Essai »Die Grafschaft und die Grafschafter« Aufschluß, in dem er im Jahre 1929 einen kurzen monographischen Abriss des Heimatwesens und seiner Bewohner gab. »So recht wie eine Insel liegt dieses Ländchen im Lande. Von den Waldmauern schwerer Gebirgszüge allseitig abgeschlossen, überläßt es sich seinen eigenen Träumen.« (Stundenglas 191/2.) Aber die »heiter-ernste« Beschränkung, die liebliche Enge ist auch von elementaren Gefahren besonderer Wucht bedroht. Dieses Wesen hat sich auch dem Bewohner aufgedrängt. »Seine innere Gefährdung entspannt sich in skeptischen Unterströmungen, in geheim gepflegten Selbstankelten des Gemüts, in unverhehlter geistiger Auflehnung.« (Stundenglas 193/4.) In der Vielfältigkeit seiner Enge ist er »genüßsam und unersättlich zugleich, herzlich und skeptisch, gläubig und voller Zweifel, liebevoll und hinterhältig, bescheiden und gierig, gefällig und eigentlich im tiefsten und in verwunschener Einsamkeit mit sich selber verkehrend, weil er immer doppelt und dreifach ist. Wenn aber die geheimnisvollen, magischen Bande eines solch gestauten Lebens durch ein schweres Geschick gesprengt werden, so wirft sich die Fessellosigkeit des Innern ins Äußere, und es raft sich in Grausamkeit, Härte und Brutalität aus, daß es ganz den Gemittern des Landes gleicht, die, einmal losgebrochen, nicht eher aufhören können, bis sie sich selbst zugrunde gewütet haben.«

Schluß Seite 54





EHRWÜRDIGES HABELSCHWERDT

Man hat gut lächeln über kleine Städte. Den Bewohnern der Großstadt zumeist erscheinen sie gern gering. Mein Gott, was man nicht alles gegen sie zu sagen weiß. Die Lokale seien zu eng, die Gassen zu krumm, der Kuchen zu hausbacken, und die Zungen der Leute zu spitz. Ja, fühlt ihr denn nicht, wie gerade die kleine, alte, deutsche Stadt mit ihren Armen alles umfängt, was unser deutsches Gemüt so reich und glücklich macht? Seid ihr blind und taub vor der traulichen Enge dieser krummen Gassen, vor dem malerischen Fachwerkgerüst der genügsamen Häuser, vor dem verträumten Geplauder der Marktbrunnen, vor den Märchen und Sagen der Türme und Tore und der bescheidenen Aufdringlichkeit einer »Goldenen Gans«, eines »Blauen Adlers«, des »Roten Affen«?!

Da haben wir also Habelschwerdt vor uns. Der Zufall - wir wollten zur Brandbaude hinauf - führte uns hindurch. Glücklicher Zufall! Hundertmal hatten wir den Namen dieser Stadt gelesen, hundertmal ihn ausrufen gehört, wenn wir nach Wölfelsgrund und auf den Schneeberg fuhren. Nicht einmal - es ist zum Schänden - hatten wir daran gedacht, uns das »gläufliche Rothenburg« anzusehen.

Ein paar tausend Einwohner? Was ist das schon? Was aber aus diesem mittelalterlichen Lebensraum spricht, ja, das ist groß. Ich messe nicht mit dem Maßstab der schlesischen Hauptstadt des zwanzigsten Jahrhunderts. Erblicke ich ein faltiges Menschenangeficht, so frage ich mich: Was geschah wohl, bis es so faltig wurde? Als ich

Habelschwerdts runzlige Gassen und Mauern sah - nicht wahr, sie sind über 600 Jahre alt? -, fragte ich mich: Was geschah, daß sie so trutzig und faltig und ehrwürdig dastehn? Es ist zum Staunen, was alles geschah: Kriege und Pest, Überschwemmung, Belagerung und Plünderung. An der großen Heerstraße gelegen, prallten Polen und Böhmen hier aufeinander, da trieben die Hussiten ihr Unwesen, da machte sich die dreißigjährige deutsche Kriegeschmach breit, da nahmen die Schweden aus Küche und Keller, was immer sie nur erwischten, da schickte der tolle Trenck den roten Hahn über die ächzende Stadt, die Österreicher hausten gar wild, der schwarze Tod lungerte von Haus zu Haus und holte sich die Besten, der Franzmann verlangte achtmal soviel Taler von der gequälten Stadt, als sie Einwohner zählte, die unbändigen Wasser der Neiße zerrissen mehr als einmal Erdreich und Mauern und schwemmten ihre Beute hohnlachend von dannen...

Ich habe Ehrfurcht vor den Lebewesen, die ungebeugt durch Not und Wirrsal gehen, die dürre Hand des Geschicks nimmermüde von sich stoßen und nach jedem Hieb ihr Haupt höher tragen als zuvor. Darum, schöne Bergstadt Habelschwerdt, geschieht es mit Ehrfurcht und Staunen, wenn ich durch deine Gassen schlendere, wenn meine Füße über deine runden Pflastersteine, über das Auf und Ab deiner malerisch gewundenen Gassen stolpern, treppauf, treppab eilen, an blumenumrankten Häuschen, an wehrhaften Mauern entlang; wenn

meine Augen mit liebendem Blick das bleiche, bröckelnde Gestein deiner Tortürme umfassen, meine Kamera reizvolle Durchblicke er-
 späht und mein verstehendes Herz aus den Schnörkeln deiner Drei-
 faltigkeitsfäule, deinem heiligen Nagel, deinem Engelkopf aus Achat
 den einfältig-frommen Sinn deiner Bewohner entziffert; wenn ich in
 die hintersten Winkel und Ecken krieche, um nichts zu verfäumen,
 was ich in Herz und Gemüt als Gewinn nach Hause tragen könnte.
 Ehrwürdiges Habelschwert, erschüttert stand ich im »Hermann-
 Stehr-Stübchen« des Willmanturms, den »Drei Nächten« Hermann
 Stehrs preisgegeben. So stand ich vor den schlichten Mauern des
 Geburtshauses deines größten Sohnes. Warum rückten Geburt und
 Tod allzu nah aneinander? Was dazwischen lag, schrumpft es nicht
 erschreckend im allgewaltigen Schoß der Vergangenheit? Der »Dichter
 der schlesischen Menschen« - warum ließ er uns so schnell allein?

Aber die Sonne will keine Trauer. Mitleidig liebkost ihre warme
 Hand Mauern und Türme. »Kriege und Pest«, trösteten die warmen
 Strahlen, »vergingen. Die stolze Stadt aber blieb! Seht, der Leib
 eures Dichters verging. Sein Werk aber lebt! Lebt für einen jeden,
 der es ernstlich sucht und begreift... Komm mit über die Neißeb-
 rücke«, so schmeichelten weiter die warmen Strahlen, »die ihren
 Bogen über die gleißenden Fluten spannt. Komm mit auf den

Florianberg und atme den Kranz ewiger Jugend, den sich die greife
 Stadt aufs Haupt gedrückt. Sieh in West und Süd den schwingenden
 Zug der grünen Wälder, sieh die Wüstung, den Dohlenberg, Jettel-
 koppe und Heidelberg. Blick um dich, und sieh die Badenden in den
 grünen Fluten des neuen Schwimmbades sich tummeln, auf den
 Stegen in der Bergsonne lagern und unter dem Schatten der bunten
 Schirme zu des Leibes Nahrung greifen. Sieh die Anlagen, des
 Habelschwerdters Stolz: Wie die roten Rosen so üppig wuchern, die
 blaue Schwertlilie kerzengerade steht, das rankende Grün Beete und
 Felsen verschwenderisch deckt. Sieh den Liebling der Habelschwerdter,
 den grünen Frosch aus Majolika, der unermüdlich den zischenden
 Wasserstrahl in das klare Becken speit, und die Kinderchar, die sich
 jauchzend um die springenden Wasser schar. Ist das nicht Frohsinn,
 lachendes Leben, ewige Jugend? - Und nun »kehre dich um, von
 diesen Höhen nach der Stadt zurückzusehen«. Wie sie, malerisch am
 Bergeshang hingebaut, Tore und Türme vor den Himmel stellt: eine
 Parade der Aufrechten, friedfertig zwar, doch wehrhaft und un-
 erschütterlich. Und das ist der Kreislauf des Habelschwerdters: aus
 der Enge der ehrwürdigen Mauern hinauf in die freie Luft des
 Florianberges, zu Wasser und Grün, und wieder zurück in den
 schützenden Arm der Stadt.«
 Maria Schweighoffer



AUFN.: SCHWEIGHOFFER UND ARCHIV



VOM WESEN DER KUNST UND DEM SCHICKSAL DES KÜNSTLERS

BEMERKUNGEN ZU DREI GESCHICHTEN
HERMANN STEHRS + VON WILHELM MERIDIUS

Die Geschichte »Der Geigenmacher« und die Novelle »Meister Cajetan«, diese 1926, jene 1931 erschienen, stehen sowohl gedanklich wie stofflich miteinander in so enger Verbindung, daß sich ihre Ähnlichkeit dem Leser geradezu aufdrängt. Wer Hermann Stehrs in mehr als vierzigjährigem Schaffen entstandenes, umfangreiches Gesamtwerk mit seiner Fülle von Gestalten und Lebensschicksalen auch nur einigermaßen kennt, wird sich angesichts dieser Ähnlichkeit wohl daran erinnern, daß noch zwei andere Werke Stehrs, die Romane »Der Heiligenhof« und »Peter Brindeisener«, in noch stärkerer Weise zusammengehören. Denn in diesen beiden Romanen gelang es dem Dichter, den Kampf zwischen den sinnlichen und den seelischen Kräften des menschlichen Lebens dadurch bis in seine letzten psychologischen Verflechtungen hinein darzustellen und auszudeuten, daß er gewissermaßen von verschiedenen geistigen Ebenen aus - in bezug auf die handelnden Personen gesehen - zweimal an den gleichen Stoff heranging. Erst durch die Gegenüberstellung der gottesächtigen, lichten Lebenswelt des Heiligenhofleins mit der gottverlorenen, dunklen Lebenswelt des Peter Brindeisener vermögen wir bis in die letzten Gründe der ganzen schicksalgebundenen Unerbittlichkeit des Lebens wie in die tiefsten Geheimnisse unseres menschlichen Daseins überhaupt vorzudringen. Im gleichen Sinne unternahm der Dichter in den beiden vorhin genannten Novellen den Versuch, dem Geheimnis des künstlerischen Schaffensprozesses, dem Problem der Gestaltwerdung eines Kunstwerkes auf zwei verschiedenen Wegen, mögen sie auch uns noch so ähnlich dünken, nachzugehen. Und wieder zeigt sich, daß sich uns dieses Geheimnis, erst wenn wir beide Wege abgeschritten haben, in seiner ganzen Größe und mystischen Hintergründigkeit offenbart.

Im »Geigenmacher« erzählt uns Hermann Stehr die Geschichte eines Menschen, dem vom Schicksal die Seele eines Künstlers auf seinen Lebensweg mitgegeben wurde. Der Dichter hat die Geschichte von diesem Manne, der sich, nicht um einen Beruf zu ergreifen, sondern der Stimme seiner inneren Berufung folgend, dem Geigenbau verschrieb, in das Gewand eines Märchens gekleidet, weil es ihm

darauf ankam, das Erlebnis des Schöpferischen, das Ringen eines Künstlers um die Gestaltung von Kunstwerken höchster Vollendung so einzufangen und darzustellen, daß sich uns die Größe wie die Schwere dieses Erlebens und Ringens als ewiges Wunder offenbare, das sich gleichsam jenseits aller gewöhnlichen irdischen Lebensbezirke vollzieht. Das ist keineswegs so zu verstehen, als müßte sich der für irgendeine Kunst, sei es nun Dichtung, Malerei und Musik begnadete Künstler der Gemeinschaft seiner Mitmenschen entziehen, sich abschließen vom Strom des Lebens, von dem ja auch er getragen wird, vielmehr liegen die Dinge so, daß es nur dem Künstler, der jeden Augenblick seines menschlichen Daseins und Tuns der Kunst unterordnet, der die Leiden wie das Glück seines Lebens zur Forderung seiner Kunst zu verwandeln fähig ist, gelingen wird, höchste Kunstwerke zu schaffen.

Aus der Geschichte vom »Geigenmacher«, in dem sich das Wesen des künstlerischen Menschen schlechtthin verkörpert - ein Wesen also, mit dem sich das des Dichters selbst ohne weiteres gleichsetzen läßt, ja, dessen ganze Geschichte wir als ein ins Gewand der Dichtung gekleidetes Bekenntnis Hermann Stehrs vom tiefsten Leid und höchstem Glück künstlerischen Streben und Schaffens ansehen müssen -, erfahren wir, wohl zum erstenmal in so eindringlicher und zu zeitloser Gültigkeit geläuterter Form, als die Erkenntnis eines reichen und reifen Dichterlebens: daß echtes Künstlertum nur auf dem Wege über schmerzlichste Erfahrung emporkommen kann, und das alles erworbene Wissen und meisterhafte Können noch nicht genügt, ein Kunstwerk zu schaffen, wenn sein Schöpfer nicht sein eigenes Herzblut hineinströmen ließ.

Oberflächlich betrachtet, bringt Hermann Stehr in seiner Novelle »Meister Cajetan« nur eine Variation dieses im »Geigenmacher« durchgeführten Themas. Wer aufmerkamer hinhört, wird indessen sofort spüren, daß es sich in dieser Novelle, der zwar zweifellos auch das Thema von der Entstehung eines Kunstwerkes aus der Hand eines um seine künstlerische Vollendung ringenden Mannes zugrunde liegt, um etwas wesentlich anderes handelt.

Im »Geigenmacher« enthüllte uns der Dichter als das Geheimnis höchster Kunst, daß sie sich bei aller Begabung eines Künstlers erst dann entfalte, wenn ihm ein Erlebnis der Sinne, das ihn mit seiner Gewalt und Süße im Innersten trafe, in visionärer Schau zu über-sinnlichen Maßen emporführe.

In der Novelle vom Geigenbauer Cajetan, dessen klangschöne Geigen nur einen Mangel hatten, den er mit keinem handwerklichen Kniff aus der Welt zu schaffen vermochte, nämlich eine form- und klanglose Mittelschicht, während sie in ihren tiefen Lagen von dunkler, wärmerischer Kraft erfüllt waren und in ihren hohen Lagen voll ekstatischer Süße fangen, enthüllt uns der Dichter im Grunde nichts anderes als die Tragik des Künstlertums. Es ist die Tragik des Künstlers als eines weltelnsamen Menschen, der einen anderen Menschen sucht, für den er sich opfern kann, um seine Weltheimatlosigkeit nicht mehr zu fühlen. Schenkt ihm dann das Schicksal diesen Menschen, so löst sich in ihm jene tote Mittelschicht, und nicht nur eine Zeit der Lebensverklärung, sondern auch höchsten künstlerischen Schaffens beginnt für ihn. Allein - und das ist die tiefste Erkenntnis, die uns diese Novelle vermittelt -, um dieses Erlebnis seiner Sinne in ein Kunstwerk bannen zu können, muß es in schlackenloser Reinheit und Schönheit aus der Seele des Künstlers heraus Gestalt gewinnen können. Von dem Augenblick an jedoch, in dem er dieses Erlebnis als dumpfe, triebgebundene Leidenschaft über sich hereinbrechen läßt, bleibt er gleich Cajetan als ein Ausgefogener zurück, als ein Genarrter seiner Sinne, der sein Künstlertum an das Leben verraten hat, statt, gleich dem Geigenmacher, sein Leben zur Förderung seiner Kunst zu verwandeln.

Die Geschichte »Der Himmelschlüssel«, deren Geschehen, wie der Dichter selbst im Untertitel ausdrückt, »zwischen Himmel und Erde« vor sich geht, setzt die im »Geigenmacher« und »Meister Cajetan« aufgenommene gedankliche wie stoffliche Linie nicht nur unmittelbar fort, - sie rundet diese Linie vielmehr zu einem Kreis, dem sie gleichsam erst das Schlußglied zufügt.

Auch im »Himmelschlüssel« scheint der Dichter noch ein drittes Mal dem Geheimnis des künstlerischen Schaffensprozesses, der Gestaltwerdung eines Kunstwerks nachzugehen. Waren es in den beiden erstgenannten Geschichten Geigenbauer, die er sich zu Mittlern seiner dichterischen Ab- und Einsichten wählte, so ist es im »Himmelschlüssel« ein Bildschnitzer (namens Pankratius Schiebeck). Allein, im »Himmelschlüssel« bleibt der Dichter nicht wie im »Meister Cajetan« im Bereich der Wirklichkeit, innerhalb der menschlichen Können und menschlicher Begabung gesetzten Grenzen; er überschreitet den irdischen Lebensbezirk auch nicht mehr bloß andeutungsweise wie im »Geigenmacher«, - sondern er stößt weit in das Bereich der jenseits unserer Sinne liegenden Welt des Göttlichen vor, deren Kräfte uns zwar zeugten und durchs Leben tragen, in uns aber verschüttet sind, Kräfte, deren Wirken nur der geniale Mensch in seltenen Stunden seines irdischen Daseins sich bewußt und - wie dieser Bildschnitzer - vorübergehend, in einem aus seiner Erdschwere herausgehobenen Zustand, habhaft zu werden vermag. Diesem göttlichen Geheimnis des genialen Menschen also wollte der Dichter im »Himmelschlüssel« nachspüren, - was ihm dabei jedoch ganz über diese Absicht, ja über sein eigenes Bewußtsein hinaus gelang, ist etwas unvergleichlich Tieferes als eine Deutung des genialen Menschen: es ist ihm ein zweiter »Gang zu den Müttern« im Goetheschen Sinne gelungen, eine visionäre Schau in den Allraum des Göttlichen, in dem wir den geistigen Urquell unseres Menschentums, unserer Menschenseele, die uns über jegliche Kreatur auf Erden erhebt, erahnen und ihm immer wieder nachspüren.

»Die Mütter! Mütter! - 's klingt so wunderbar!« heißt es im »Faust«, und Goethe selbst entzog sich Eckermann gegenüber, als dieser ihn um eine Ausdeutung jener merkwürdigen Szene bat, einer auch nur annähernden Erklärung. Eckermanns eigene und kluge Ansicht über der Mütter eigentliches Wesen und Wirken, die er unmittelbar auf sein ergebnisloses Gespräch mit Goethe folgen läßt, kreist jedoch bereits in sehr beachtlicher Weise, wenn auch natürlich in rein theoretisch-philosophierenden Erwägungen, und offensichtlich stark von Goetheschen weltanschaulichen Gedanken-

gängen beeinflusst, um Vorstellungen, die für das Verständnis von Hermann Stehrs Visionen von den Müttern gleichsam als Ausgangspunkt angesehen werden können und daher hier nicht unerwähnt bleiben sollen.

Dem schlesischen Dichter nun formt sich aus eigenem, souveränem Denken - und übrigens ohne Kenntnis der Eckermannschen Erwägungen - und in absoluter Übereinstimmung mit dem in seinen großen Romanen beschlossenen Weltbild die Vision von den Müttern zu einer jener Mythen, die von jeher vom menschlichen Geist in seinem Ringen um die letzten Erkenntnisse der Welt- und Menschenschöpfung gedacht und gestaltet worden sind:

In leuchtenden, wie gläsernen Kugeln hängen die Mütter an unsichtbaren Stricken, Lichterschnüren gleich, aus dem Reich des Ewigen ins Weltall herunter, fünf von ihnen an der Mutter schnur der Erde. Sie beschäftigen sich seit Ewigkeit nach dem Willen Gottes damit, Menschen in ihren Grundlagen, den fünf Sinnen, zu bereiten. Aus dem Empyreum strömt fortwährend der Odem Gottes auf sie ein und setzt die Mütter in Bewegung, daß aus ihren Händen die menschlichen Lebensstäbchen wie ein dauernder Lichtregen von Kugel zu Kugel fallen: Geschmack, Geruch, Gefühl, Gehör, Gesicht. Jedes Sinnenstäbchen legt sich nach ewigem Gesetz auf ein Stäbchen der nächsten Kugel, bis in der fünften Kugel alle Sinne beisammen sind. Direkt unter der Fünferreihe der gläsernen Mutterkugeln schwebt für sich eine sechste, in die die gebündelten Fünfsinnenpäckchen fallen, deren jedes viel kleiner ist als ein Pollenkörnchen der Blumen. In dieser Kugel sitzt die Mutter des sechsten Sinnes, in verzücktem Gotteschlaf, kaum der Sinnenpäckchen achtend, die an ihr vorbei zur Kugel hinaus auf die Erde fallen, jedes in einen brünstig wartenden Schoß. Nur hin und wieder erwacht sie aus ihrem Allgottes-traum, schneidet auch ein Sinnenstäbchen aus der Weltraum-sphäre, manches aber bloß halb oder ein Drittel eines ganzen sechsten Sinnenstäbchens, und legt es auf das Fünfsinnenpäckchen, das gerade an ihr vorüberwirbelt. Jedes dieser Päckchen die embryonale Gestalt eines Menschleins in sich, - doch keinem der wenigen unter Hundert-tausenden unaufhörlich auf die Erde gemirbelten Menschlein ist die Zugabe des sechsten Sinnes anzusehen, der ihren Weg über die Menschennatur, sei es zum Glück und Ruhm oder zur Not und Schande hinausführen muß.

Der Bildschnitzer, auf geheimnisvolle Weise ins Weltall hinausgehoben, und schließlich wieder in sein Erdendasein zurückversetzt, jedoch nun als ein Mensch, der begnadet wurde, in die Werkstatt des Ewigen zu schauen, bis auf den Grund seiner Seele verwandelt, vermag sich nicht mehr in das gewöhnliche Leben der Menschen zurückzufinden. Das Schicksal, das ihn über die Schwelle des Irdischen treten ließ, hat seine Seele von aller Körperlichkeit befreit, daß sie sich von ihr zu lösen imstande ist und, auf nicht minder geheimnisvolle Weise, während sein physisches Wesen sich unter dem Gefang eines wunderbaren Vogels auflöst, ins All entschwebt.

In diesem seltsamen Erleben des Bildschnitzers enthüllt uns der Dichter nicht nur symbolhaft das Schicksal des genialen Menschen, sondern er gestaltet, aus Erkenntnissen naturgesetzlicher Vorgänge schöpfend, mit dichterischer Phantasie eine neue, bildhafte Vorstellung von den ewigen Zeugungskräften des Alls, die bereits vor unserer Geburt wirksam sind, uns im Leben durchströmen und über unser bewußtes Dasein hinauszutragen vermögen.

Um diesen gedankentiefen Kern entfaltet sich diese neue Dichtung Hermann Stehrs als ein märchenhaftes Gebilde, von dem Duft und den Farben seiner schönen Grasthafter Heimat erfüllt und genährt von dem romantisch-naturhaften Grundwesen ihrer einfachen Menschen, hinter deren knorriger Natur sich sowohl ihr gutmütiger Schalk wie ihre abgründige Versonnenheit verbergen.





M Ä R Z W I N T E R I M G L A T Z E R L A N D

Wenn der »alte Winter in feiner Schwäche« den Tälern entweicht, den Mantel enger um seine Schultern zieht und auf immer höhere Berggrücken flieht, leuchten über dem ersten sprießenden Grün im Tal und über der schweren Nässe der braunen Erde die weißen Pelzkappen der Glatzer Berge, die den weiten Talkessel in stolzem Rund umstehen. Von fern klein und schwach – wer rechnet ihn noch für »voll«? –, entfaltet oben vor dem Brettelmanne der Winter noch einmal seine ganze Pracht, eine Pracht, die das Scheiden von ihm schwer macht wie kaum von etwas sonst. Unter der gläsernen Luft, die kein Staubkörnchen kennt, brennt eine reinere Sonne. Sie brennt so stark, vom Firn millionenfach widergestrahlt, daß die Menschen, halbnacht und mulattenbraun gebrannt, oft genug nasse Tücher über Kopf und Arme legen, weil diese ungewohnte Glut ihnen mit der Haut Herzen und Hirne zu verbrennen droht. Da lagert dies sonnentolle Volk denn an den Waldrändern auf den Höhen: über Grunwald an der Hohen Menze, um Hindenburg- und Sudetenbaude, an der Schweizerei am Glatzer Schneeberg und auf der Heidelkoppe. Die

Brandbaude feiert ihren größten sportlichen Betrieb des Winters, und an der Schneebergstraße reißt die Kette des Kommens und Gehens nicht ab. Auf den Lorbeeren eines tatkundigen Winters ruhen die meisten aus, nur ein paar Unentwegte flitzen noch über den Adlerkamm, durch die hohe Waldeinsamkeit zwischen Schnee- und Bielengebirge, über Reichensteiner und Habelschwerdter Kamm.

In den kalten Nächten aber blüht überm Schnee der Kristall. Er blüht wie die Blätter des Farns, millionenfältig. Und schaut die Morgen Sonne über den Kristallteppich hinab, funkeln die Hänge rosenrot. Krachend und zischend durchschneiden die schlanken Hölzer der Frühaufsteher den kristallinen Teppich und reißen die Schwünge mit einer Sicherheit, wie sonst den ganzen Winter durch nicht. Da stieben die Farnkrautkristalle klirrend davon und liegen in hellen Haufen wie silberne Taler... Bis die Sonne über die Wälder gucht, mit gierigen Fingern die Nordhänge abtastet und den Südhängen ins Herz wühlt, so daß die kristallene Pracht in Tränen zerfließt. Wenn die Spätaufsteher auf ihren faulen Brettern durch den weinenden

IM ADLERGEBIRGE
UND BEI GRUNAU
2 AUFN.: M. SCHWEIGHOFFER

Schnee schlürfen, runzelt sich wohl manche Stirn in Ungeduld, und sonnenbraune Hände greifen nach Wachs und Teer und brennen den Hölzern eine braune Schicht unter den Leib, daß sie auch den Firn flott durcheilen, eine braune Spur in die Weiße malen und einen Duft verströmen, der dem Märzbreitelmänn köstlicher dünkt als aller Narzissen- und Veilchenhauch.

An den Wegrändern, ein wenig tiefer zum Tal, gluckern schon die Wässerlein hinab. Nicht selten, daß einer mit den Latten einbricht und in ein allzu dünn gedecktes Bachbett poltert. Ob wohl die ganze Winterherrlichkeit bald zum Teufel rinnt? - Doch gemacht: es kann noch wieder anders kommen. April ist ein launischer Gefelle. Was die Märzsonne fraß, schütten übermütige Aprilwolken wieder zu. Ja, es geschieht, daß die Brettlerhorden zu Ostern die schönste Talfahrt des ganzen Winters vollführen. Wer wollte das vorher nach Adam Riese berechnen? Abwarten und wachsen kann man nur. Und schön ist es auf jeden Fall: auf den Hölzern über dem Kristallteppich der Höhen oder drunten neben dem gurgelnden Bach bei Veilchen und Anemonen.

Am längsten hält sich der weiße Pelz auf dem Glatzer Schneeberg. Bewundernd blicken oft noch im Mai die Glatzer von Mandel- und Birnbaumblüten auf die schneeige Haube ihres höchsten Berges, die wie ein Turban vor dem blauen Himmel steht. Voller Stolz auf diese feltfam alpenhafte Pracht. »Schneeberg« heißt der Riese unter den Glatzer Bergen nicht umsonst.

Maria Schweighoffer





U ND SCHLEICHT DER TSCHECHISCHE HUND UMS TOR,
HOL DIR DEN DICKSTEN PRÜGEL HERVOR.
UND STECKT ER DIE GIERIGE SCHNAUZE HEREIN,
MEIN JUNGE, MÜSSEN WIR ÜBER IHM SEIN.

EIN KLEINES VIEH, DOCH RUPPIG UND WILD,
HAT EINEN HUNGER, DER KAUM SICH STILLT,
STIEHLT ALLES, WAS ES ERHASCHEN KANN,
HAUS, HOF UND STADT UND WEIB UND MANN.

SCHON UNSRE VÄTER HABEN VERFLUCHT
DIE GRÄULICHE HUSSITENZUCHT,
DA SIE ZEHN JAHRE SCHWER GELITTEN
AN GUT UND BLUT VON DEN HOREBITEN.

UND WENN WIR JETZT NICHT WACKER STEHN,
KANN UNS DASSELBE LEICHT GESCHEHN.
DRUM MACHE DEIN DEUTSCHES HERZ NUR FEST,
WENN UNS DIE HÖLLE TSCHECHISCH PRESST.

DEUTSCH IST UNSER BODEN UND UNSER BLUT,
DOCH DEUTSCH AUCH UNSER GRIMM UND MUT!
WOZU WIR GEBOREN, DAS WOLLEN WIR SEIN
UND MÜSSTEN WIR IN DEN TOD HINEIN.

HERMANN STEHR



Beilage zu Memorandum Nr. 9

Karte Nr. 16

Die beiden Grafschafter Karten haben als Beilagen dem tschechoslowakischen Memorandum Nr. 9 "Le problème de la région de Glatz" beigelegt, das 1919 der Friedenskonferenz vorgelegt wurde. Sie bezeichnen zwei in diesem Memorandum erörterte Möglichkeiten, eine Minimal- und eine Maximal-Forderung tschechischerseits. Die Memoranden sind in deutscher Übersetzung veröffentlicht in Hermann Raschhofer, Die tschechoslowakischen Denkschriften für die Friedenskonferenz von Paris 1919/20, C. Heymanns Verl., Berlin W 8, 1937. Aus dies. Buch stammen die Kartenvorlagen.



Beilage zu Memorandum Nr. 9

Karte Nr. 17

TSCHECHISCHE ANSPRÜCHE AUF DAS GLATZER LAND 1918/19

V O N E M I L S C H I E C H E

Wer sich heute in den milden, abgeklärten Tälern zwischen Heuscheuer und Hoher Menze ergeht und an die großen Aufgaben denkt, um derentwillen gegenwärtig das deutsche Volk einen gewaltigen Kampf ficht, vermag sich kaum vorzustellen, daß diese Täler vor zweiundzwanzig Jahren Gegenstand heftiger Auseinandersetzungen zwischen Tschechen und Deutschen waren. Die Tschechen maßten sich die Berechtigung an, den gemeinhin »Böhmischer Winkel« genannten Landstrich für ihren neugeschaffenen Staat zu fordern, die Deutschen hingegen hatten die tatsächliche Lage, den Willen derjenigen Menschen auf ihrer Seite, um die der Streit entbrannt war. In dem Gebiet der Grafschaft Glatz, welches nicht zum Stromgebiet der Oder gehört, sondern durch die Schnelle nach der Elbe hin entwässert wird und dessen Hauptorte Hummelstadt (Lewin), Kudowa und Grenzeck (Tischerbeney) sind, retteten sich bis in den Anfang unseres Jahrhunderts etwa 4000 tschechischsprechende Bewohner, die zum Teil Nachkommen der dortigen slawischen Vorbevölkerung, zum Teil Nachkommen der in den Hussitenkriegen entvölkerten Deutschen sind. Obwohl für dieses Gebiet der natürliche Zielpunkt der Blickrichtung aus geographischen Gründen die tschechisch-böhmische Stadt Nachod war und man sich von tschechischer Seite reichlich bemüht zeigte, diesen Ausläufer eigenen Volkstums fester an sich zu ketten, war trotz dem Fortleben einer tschechischen Verkehrssprache schon im 19. Jahrhundert tschechisches Bewußtsein und Fühlen gänzlich verschwunden. Diese im böhmischen Winkel behimateten Glatzer »Tschechen« leisteten 1866 als treue Preußen wertvolle Kundschafterdienste und gaben ihren böhmischen Volksgenossen klar zu verstehen, daß sie keine Sehnsucht hätten, Tschechen zu heißen. Die straffere Ordnung in Preußen, die ungleich besseren sozialen Verhältnisse in Deutschland hatten wesentlich zu dieser Einstellung beigetragen. Die seit 1870 allein bestehende deutsche Schule hatte nicht geringen Anteil daran, daß die Schreib- und Lesekenntnis des Tschechischen immer mehr um sich griff und damit dem tschechischen Schrifttum den Boden nahm. Das einzige, was bis in die Zeit nach dem Weltkrieg blieb, war der Anteil des Tschechischen am Gottesdienst der beiden christlichen Bekenntnisse, und dieses Anteils begaben sich die Glatzer Tschechen aus eigener Initiative, als ihnen die Ablösung vom Deutschen Reich drohte.

Der Entwurf eines »Slawischen Reiches«, den Karl Kramarich im Sommer 1914 dem russischen Außenminister Salonoff vorgelegt hatte, sah die ganze Grafschaft als Bestandteil des »tschechischen Zarentums« vor, das als autonomes Gebiet dem russischen Reich angeschlossen werden sollte. Als die Tschechen 1917 schon ziemlich genau den Ausgang des Weltkrieges voraussahnten, bezogen sie in ihre Machtpläne die Grafschaft ein und begründeten dies einerseits mit der Existenz der Tschechen im Böhmischen Winkel, andererseits mit der Ideologie des böhmischen Staatsrechts. Die Tschechen hatten es angesichts der damaligen trostlosen innenpolitischen Lage der Donaumonarchie gar nicht nötig, ihre Forderungen geheimzuhalten, und so war es den heimatvertrauen Grafschaftern vergönnt, rechtzeitig von dem Unheil zu erfahren, das über sie hereinbrechen könnte, und damit auch rechtzeitig Gegenmaßnahmen zu treffen. Die ebenfalls 1917 vollzogene Konstituierung der »Vereinigung für Glatzer Heimatkunde« war der Auftakt des Abwehrkampfes der tapferen Grafschaftler, und ist für den zurückschauenden Beobachter ein Beweis dafür, wie heimatverbunden dieser Abwehrkampf von allem Anfang an war: man suchte nicht Hilfe bei mächtigen Persönlichkeiten und Behörden, man bemühte sich nicht, den tschechischen Standpunkt zu schwächen, nein, man trieb nur Heimatkunde, erweckte die Liebe zum eigenen Dorf, zum eigenen Städtchen, und schuf so einen ehernen Wall heimatbewusster Unnachgiebigkeit.

Die auslandtschechischen Revolutionäre ließen indes nicht wertvolle Zeit verstreichen. Die provisorische Regierung der Tschechoslowakei, der man im September 1918 vorläufig nur die geschichtlichen Grenzen Böhmens, Mährens und Österreichisch-Schlesiens zugesichert hatte, legte im Oktober 1918 zu Paris eine Karte vor, auf der die ganze Grafschaft mit Wartha und Umgebung als ein Bestandteil des neuen Staates verzeichnet war. Selbstverständlich fanden diese Pariser Forderungen nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte in der tschechischen Presse, besonders der angrenzenden Landschaften Böhmens, einen lebhaften Widerhall. Obwohl eine amtliche Nachricht über eine Annahme dieser Forderungen von seiten der Alliierten nicht vorlag, waren sie doch der Anlaß wildester Gerüchte in der Grafschaft selbst. Man rechnete mit einem tschechischen Einmarsch, war auf alles gefaßt und erblickte in gesunder Voraussicht im Zusammenschluß das Gebot

des Augenblicks. Die in den meisten Orten veranstalteten Versammlungen und Vortragsabende wurden von jedermann besucht, ganz spontan bildete sich am 22. Dezember 1918 ein Ausschuß für die Arbeiten zur Tschechenabwehr. Seinem blitzschnellen und umsichtigen Handeln war es vor allem zu verdanken, daß zum Schluß alles gut ausfiel. Durch Aufrufe wurde die Abhaltung von Versammlungen intensiviert. Eine Protestkundgebung jagte die andere. In Habelschwerdt waren am 29. Dezember 1918 etwa 1500 Personen zugegen, am 7. Januar 1919 legten in Glatz sogar 2000 Personen durch ihre Anwesenheit ein beredtes Bekenntnis zu Heimat und Volkstum ab.

Obwohl die Tschechen in der Glatzer Frage die publizistische Trommel tüchtig rührten und propagandistische Broschüren mit wissenschaftlicher Tünche verbreiteten, und obwohl sich sogar Masaryk persönlich für die Einverleibung von Glatz in die Tschechoslowakei ausgesprochen haben soll, waren seit Anfang 1919 die Aussichten für die Tschechen im Schwinden begriffen, denn die Tschechen des Böhmisches Winkels, um deretwillen die ganze Grafschaft abgetreten werden sollte, hatten ganz energisch ihren Willen zum Ausdruck gebracht, beim Deutschen Reich zu bleiben. Nun wurde das Tschechische aus den katholischen Gottesdiensten gänzlich beseitigt, und das Ansinnen angrenzender tschechisch-böhmischer Gemeinden, sich an einer Denkschrift an die Alliierten zugunsten der Abtretung zu beteiligen, wurde mit der Erklärung zurückgewiesen, man wolle im Gegenteil alles daran setzen, um bei Preußen zu verbleiben, ja, man würde sogar nicht davor zurückschrecken, gerechtes Blut zu vergießen. Die Haltung der Glatzer Tschechen hatte ihre unerbetenen Befreier beunruhigt, die tschechische Presse ließ daher durchblicken, die Schaffung von vollendeten Tatsachen durch einen Handstreich stände durchaus im Bereich der Möglichkeit. Hierüber scheint man jedoch in Paris ungehalten gewesen zu sein, denn am 24. Januar 1919 erklärten die Großmächte, eine durch Gewalt herbeigeführte Sachlage würde auf keinen Fall geduldet werden.

Diese den Tschechen wenig günstige Entwicklung der Dinge auf dem internationalen Forum und im Böhmisches Winkel ließ den Ausschuß für die Arbeiten zur Tschechenabwehr unter Rechtsanwalt Boese gemeinsam mit der mittlerweile in einen »Verein für Glatzer Heimatkunde« umgewandelten Vereinigung für Glatzer Heimatkunde zuversichtlich zum letzten Schlag ausholen. Am 31. Januar wurde ein Protest an den amerikanischen Präsidenten Wilson gerichtet, der besagte, daß von den 170 000 Einwohnern der Grafschaft kaum 5000 sich der tschechischen Umgangssprache bedienen und daß alle 170 000 bei Deutschland bleiben wollen. Unterschrieben wurde dieser Protest von 617 Vereinen und Körperschaften, 11 332 Einzelpersonen aus 45 Ortschaften und 3800 sozialdemokratischen Wählern und Wählerinnen aus acht Ortschaften. Der Böhmisches Winkel hatte an dieser Aktion bis auf den letzten Mann und die letzte Frau teilgenommen. Dieser letzte Schlag verfehlte seinen Zweck nicht. Am 6. Februar 1919 teilten die Minister Kramarsch und Benesch den Alliierten zu Paris offiziell die tschechoslowakischen Gebietswünsche mit. Auf die Grafschaft als Ganzes hatte man verzichtet, es war nur noch von Grenzberichtigungen bei Glatz die Rede. Ebenfalls im Februar traf im Böhmisches Winkel eine interalliierte Kommission ein, der die Bewohner neuerdings erklärten, daß sie unter keinen Umständen die Zugehörigkeit zu Preußen verlieren wollten.

Die Monate März und April waren noch von Aktionen verschiedenster Art erfüllt, denn von tschechischer Seite hatte man noch immer nicht alle Hoffnungen verloren. Aber die am 7. Mai überreichten Friedensbedingungen ließen die böhmisch-glazische Grenze unverändert, und das sonst so ungerechte Instrument des Verfallers Diktats vom 28. Juni 1919 ließ den tapferen Grafschaftern verdiente Gerechtigkeit widerfahren, die Grafschaft blieb reichsdeutsch und ungeteilt. -

Dieser an sich kleine Kampf einer kleinen Landschaft um ihre völkische Freiheit hat kaum ein halbes Jahr gedauert und bedeutet eigentlich gar nichts im Vergleich zu all dem, worum es in den schweren Jahren 1918 und 1919 ging. Aber gerade an diesem Beispiel vermag man besser als an großen Ereignissen zu ermessen, was Heimattreue und Liebe zur angestammten Scholle imstande sind und wie es immer nur darauf ankommt, daß eine Idee da ist, die die Bedrängten zusammenschweißt und den Gegnern die Arme lähmt.

(Stundenglas 195.) In dieser Beschreibung findet man ganz die Wesensart des Raumes und der Menschen wieder, auf denen das dichterische Frühwerk Stehrs ruht. Die schwer ummauerte, auf die eigenen Träume verwiesene Enge einer Insel, das ist der atmosphärische Raum seiner Dichtungen, das ist, im übertragenen Sinne aber auch seine Dichtung selber, die bei wenigen äußeren Gegebenheiten all ihr Geschehen aus dem »Träumen«, aus der In-sichgekehrtheit empfängt, die den knapp begrenzten Raum äußerer Wirklichkeit, in dem sich alle Werke bewegen, noch weiter verengt, um mehr und mehr in die Tiefe der seelischen Bezirke zu bohren. Und diese vielspältigen Menschen, eng umschränkt und doch großer Ausbrüche fähig, an denen sie zugrundegehen, das sind die Menschen seiner Werke. Ja, das Bild des sich selbst zugrunde wütenden Gewitters, das dieses Menschentum umschreibt, scheint geradezu seiner eigenen Dichtung entnommen, der großartigen frühen Erzählung vom »Schindelmacher«.

Wie hier der alte Tone die selbst verschuldete Hörigkeit den jungen Verwandten gegenüber sprengt und dem mächtigen Gewitter gleich, das seinen Ausbruch begleitet, sich »zugrunde wütet«, so durchbricht Marie Exner im »Begrabenen Gott« die Bande ihrer Natur bis zur Selbstvernichtung, um den Gott, der ihr dies unmensliche Schicksal auferlegt hat, zu begraben und mit ihm sich selbst aufzuheben. Und ganz vergleichbar sind der Graveur und Wenzel (in »Meiche, der Teufel«) einem Schicksal unterworfen, das ihnen ein Handeln bis zur Selbstvernichtung hin gebietet. Auch das letzte Werk vor der Fortverlegung des epischen Spielraums aus Schlesien, die »Drei Nächte«, sind noch eng mit der Grafschaft und dem Grafschafter Wesen verknüpft, wenn auch die letzten Konsequenzen des »Zugrundegehens« um der epischen Folgerungen auf weitere Sicht hin vermieden werden. Der Hauptheld, stellvertretend für den Dichter selbst in seinem Sein und Erleben, wird für ein weiteres, neues Leben aufgespart. So kann er in den folgenden Werken wieder erscheinen und als Gestalt den Dichter bis in die letzten Jahre zu neuen Plänen anregen, die nun nicht mehr zur Durchführung gekommen sind. Neben dem Haupthelden, der trotz des Fehlens der letzten Konsequenzen Grafschafter genug ist, stehen aber auch weitere Gestalten, die, wie vor allem der Vater Faber, das starre Grafschaftertum und Grafschafterdichsel, wie es der Essai des Jahres 1929 gibt, zu Ende leben.

Echt und unmittelbar steigen die frühen Dichtungen Stehrs aus dem Wesen der Heimat und ihrer Bewohner auf. Und nun ist überaus bemerkenswert und wie eine Bestätigung hierfür, daß mit der endgültigen Verlegung des Wohnsitzes über die Grenzen der Grafschaft hinaus, die mit der Verlegung nach Dittersbach erfolgt, auch das Werk Stehrs sich sichtlich von dieser engen Heimatbindung ablöst. Die düsterste Verschränktheit aus der Starrheit des Wesens heraus lockert und lichtet sich vom »Heiligenhof« an. Stehr weitet sich nun in seinem Werk vom Grafschafter zum Schlesier. Aber auch als solcher bleibt er immer Gebirgsschlesier. Ein Kern Grafschafter Wesens bleibt erhalten, auch wo seine Werke nun allgemein schlesisch, ja selbst, wo sie allgemein deutsch werden. Und das ist schon früh der Fall. Bereits mit den ersten Meisterwerken, z. B. dem »Schindelmacher« oder den »Drei Nächten«, erreicht Stehr eine künstlerische Höhe von allgemein deutscher Bedeutung, die die späteren Werke innehalten und noch übersteigen. Und auch in dem, was den Glatzer, den schlesischen Dichter zum Range des großen deutschen Dichters erhebt, bleibt das Heimatwesen durchschimmernd zu erkennen. Aus der inselhaften Enge des Ländchens, das überall auf sich selbst zurück und das den Menschen auf sich verweist, entwickelt Stehr seine nach innen gerichtete, in die Tiefen dringende Seelenkunst, und aus dem harten und unruhigen Drängen nach dem Ziel, das dem Bewohner des Landes eignet, wird sein und seiner Gestalten unabdingbar festes und gerades Kämpfertum. So reicht der große Deutsche Stehr mit den Wurzeln der beiden stärksten Züge seines Wesens und seines Werkes hinab in das Schlesier- und das Grafschaftertum, als Seelenkürer und als Kämpfer zugleich in einer hohen und großen Dichtung allgemein deutscher Gültigkeit.





AUFN.: K. F. KLOSE

EIN FREIWILLIGER AUS DEM BURENKRIEG UND SEIN BERG- GARTEN AUF DEM PUHU-PASS

VON CHRISTOF KRUMBHERMER

Der Ausbau des schlesischen Landstraßennetzes erschließt von Jahr zu Jahr neue landschaftliche Schönheiten den Bewohnern Schlesiens, aber auch vor allem den Gästen, die von anderen Gauen in unsere Heimat kommen. So ist es auch jener Pashöhe ergangen, auf der die Straße von Seitenberg bei Landeck herkommend, den Puhu am Schwarzen Berge überschreitet und ihn mit dem langgestreckten Dorf Weißwasser verbindet, die dann hinüberführt nach der alten, malerischen Stadt Habelschwerdt, der Vaterstadt und der Ruhestätte Hermann Stehrs. Von Wölfelsgrund führt heute eine gut angelegte Landstraße hinauf zu jener Pashöhe, von Landeck eilt über Seitenberg der bequeme Autobus diesem einzigartig schönen Aussichtspunkt der Grafschaft Glatz zu, und so sind die Wege von zwei Orten, an denen erholungsbedürftige Menschen rasten und verweilen, bereitet, um dieses herrliche Landschaftsbild vielen Tausenden leicht zu erschließen. Die ganze Pracht dieser Bergwelt aber wird am eindrücklichsten dem Fußwanderer geschenkt, wenn er diese Höhe erreicht hat und nun rastend Umschau hält.

In der Erinnerung steht vor mir ein solcher Wandertag, als ich vor zwei Jahrzehnten von Wölfelsgrund her durch die schweigenden Wälder auf dieser Höhe ins Freie trat. Damals stand noch das sehr bescheidene und einfache Berggasthaus an der Straße, mit seinen dicken, weißgetünchten Steinmauern. Am Wegrande, gerade an der Stelle des schönsten Rundblickes, saß - ein Blinder. Er hörte uns kommen, und mit jener vorsichtigen, leisen Stimme, die Blinden mitunter eigen ist, fing dieses Kind der Landschaft, der dort oben zu Hause war, an zu erzählen. Es war erschütternd, wie er mit der Feststellung begann, daß heute ein so klarer Tag sei, und dann zeigte

er uns eine Bergkuppe und ein Tal nach dem anderen, und nannte Dörfer, ferne Berge, nahe Kuppen und wies mit feiner Hand von einem zum anderen Punkt in der Runde herum, nicht schmerzlich, sondern still und glücklich, als ob ihm alles das, was ihn an Schönheit umgab, unveräußerlicher Besitz wäre. Dieser blinde Bergbauer trug das Bild seiner Heimat in seiner Seele, und niemand konnte es ihm entreißen, selbst die Nacht, die sich über seine toten Augen gelegt hatte, ließ dieses leuchtende Bild nicht verlöschen. Und so wird es wohl gewesen sein bis an sein Lebensende. Wir waren schweigend, nach herzlicher Verabschiedung, die Stufen zur Gaststube des Puhuhauses hinaufgestiegen und saßen still auf einer der landesüblichen Doppelbänke, wie sie in alten schlesischen Wirtshäusern anzutreffen sind. An einem Tisch saß eine Frau in zweckmäßigem Wanderkleide und las in einem Buche. Vor ihr standen, in einem Behälter säuberlich aufgereiht, eine Anzahl ziemlich weiter Reagenzgläser mit dicken Korken. Da kam der Mann dazu, dem man den Gelehrten auf der Stelle anah. Mit einer richtigen, altmodischen Botanisiertrommel von beträchtlichem Umfange. Seine Augen waren durch eine bläuliche Brille geschützt. Auch er war im Wanderanzug. Der schmale Kopf und der schütterere Spitzbart vollendeten die seltsame Erscheinung des hageren, leichtgebeugten, aber doch rüstigen Mannes. Und dann entnahm er seiner Trommel wiederum andere Flaschen, die irgendeinen merkwürdigen Inhalt hatten, und hantierte mit langen, dünnen Nadeln, und ein feiner Äthergeruch wehte zu uns herüber. Das Bild fesselte uns, und es dauerte nicht lange, so kamen wir ins Gespräch. Und es stellte sich heraus, daß dieser Mann nichts anderes sammelte als - Fliegen!

Unser deutsches Vaterland ist das Land der Gründlichkeit, und so stand hier vor uns ein typischer Vertreter deutscher Gelehrsamkeit, dessen Forschungsgeist sich ganz auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt hatte. Auf unsere erstaunte Frage, wieviel Fliegenarten es wohl gäbe, nannte er uns eine unwahrscheinliche Zahl, und dann fing er an zu erzählen von seinen Wanderfahrten durch Deutschland, und den Sammler- und Jagderlebnissen auf dieses merkwürdige Wild. Ich entfinne mich noch deutlich einer lebendigen Schilderung der Waldeinsamkeit an den masureischen Seen, auf deren nie gehauenen Waldwiesen die seltensten Fliegenarten Deutschlands schwirrten und schwärmten.

Zehn Jahre sind seit dieser merkwürdigen Begegnung vergangen. Da steht wieder einmal ein rüstiger Wandersmann dort oben auf dem Gelände des Puhupasses. Er hatte im alten Gasthaus an der Landstraße gerastet und war die alte Puhustraße, die heute als Wanderweg benutzt wird, bergan geschritten. An einem Fichtenbusch, der durch Anflug dort oben gewachsen war, machte er halt und blickte zurück. Wie ein großer Gottesgarten breitete sich vor ihm die Grafschafter Landschaft in ihrer unendlichen Schönheit. Der Wanderer stieß seinen derben Bergstock in das Brachland, holte seinen Fotoapparat hervor und versuchte, diesen Rundblick mit samt seinem Bergstock einzufangen - denn in diesem Augenblick war ihm ein Gedanke gekommen, der von seinem Inneren blitzartig Besitz ergriff und ihn nicht mehr losließ: es war der brennende Wunsch, vielen Schlesiern diese Schönheit seiner Bergheimat nahezubringen und sie zum Besuch des unbekanntenen Schwarzen Berges anzuregen. Max Schön, aus Landeck gebürtig, ist der Name dieses Wandersmannes. Und als er dort oben stand und auf die Schönheit seiner Heimat blickte, zog an seiner Seele der eigene, große Wanderweg

vorüber, den er durch ferne Länder und über Weltmeere gezogen war. Es war ja ein echtes Kind seiner Heimat, der sie als reifer Mann wiedergefunden hatte, denn er war in seiner Jugend vom großen, schlesischen Fernweh getrieben worden und von der unbändigen Sehnsucht, sich für eine gerechte Sache einzusetzen und viel zu erleben. Das mögen wohl die Triebfedern gewesen sein, die ihn als Siebzehnjährigen veranlaßten, die Heimat zu verlassen und als Freiwilliger hinauszuziehen in den Freiheitskampf der Buren gegen die Engländer. Er hat diesen Kampf als ein rechter, tüchtiger Bur durchgekämpft, ritterlich und anständig, wie ein guter Soldat. Einmal hat er einen verwundeten englischen Offizier im Feuer zum Verbandsplatz getragen und hat so mancherlei in jenen bewegten Kämpfen erlebt. Und dann kam das bittere Ende, als sein Häuflein unter erdrückender Übermacht des Gegners in Gefangenschaft geriet. Mit seinen Kameraden steht er im Gefangenenlager auf der Insel Ceylon in Reih und Glied angetreten. Ein englischer Offizier mustert die Gefangenen. Auf einmal geht der auf ihn zu, gibt ihm die Hand und bedankt sich. »Sie haben mich bei Nicolsensnec aus dem Feuer getragen, als ich verwundet war.« Von diesem Augenblick an hatte Max Schön die Erlaubnis, sich außerhalb des Lagers frei zu bewegen. Das war ein ungeahntes und großes Geschenk der Fügung für den jungen Schlesier, denn von Kindheit an hatte er eine grenzenlose Liebe zu den Pflanzen, jenen stillen und reichen Gestalten der großen Schöpfung. Und er dachte in diesem Augenblick an sein Kinderbeet in Landeck, auf dem er die Pflanzen aus Wiese und Wald angebaut und gehegt hatte. Nun stand ihm mit einem Male der wundersame Reichtum der Pflanzenwelt von Ceylon offen, und er hat diese Zeit genüßt. Dann kam die Stunde, da auch dieser Krieg zu Ende ging und das große Wort »Freiheit« vor ihm und seinen Kameraden aufleuchtete.

BLICK AUS DER PUHU-BAUDE . AUFN.: SCHWEIGHOFFER





WUNSCHELBURG UND DIE HEUSCHEUER · AUFN.: K. F. KLOSE

Den Buren war es freigestellt, in ihre alte Heimat zurückzukehren, wenn sie die englische Oberhoheit anerkannten. Max Schön aber war einer von denen, die nicht kapitulierten, sondern die als freie Buren ihrem Weidehandwerk nachgehen wollten. So schloß er sich einem Trupp an, der nach Patagonien in Südamerika auswanderte, um dort Schafe zu züchten. Eine neue Welt tat sich dem jungen Schlefier in jener eigenartigen südamerikanischen Hochlandsteppe auf. Und wie auf Ceylon, so fesselte ihn auch hier vom ersten Augenblicke an die eigenartige, wenn auch ganz andere Pflanzenwelt des patagonischen Hochlandes. Es dauerte nicht lange, so hatte er sich in der Umgebung seiner einsamen Blockhütte ein Gärtchen angelegt, das alle jene seltsamen Gebilde dieser fremden Pflanzenwelt vereinigte. So hat ihn die Liebe zur Pflanze auf seinen weiten Wandervegen jahraus, jahrein begleitet. War es ein Wunder, daß diese alte Sehnsucht in ihm aufflammte, als er im Jahre 1934 an der alten Puhustrasse am Schwarzen Berge stand und seine Heimat mit ganzer Seele umfaßte? Der geistig regsame alte Wandersmann durch die Welten war ergriffen von dem Gedanken des echten Pioniers: Hier oben muß etwas geschaffen werden, was noch nie in den schlesischen Bergen zu finden war. Er erkundigt sich, wem das Brachland mit seinem Fichtenbusch hier oben gehört, und erwirbt es. Er mietet ein kleines, zerfallenes Haus und zieht für die Sommermonate hinauf, um ein Dach über dem Kopf zu haben, und beginnt, seinen Plan in die Wirklichkeit umzusetzen. Er kauft Holz im Staatsforst und bei Privaten, um ein Blockhaus zu errichten. Der Bauer hatte auf einem Teil des Geländes bis zum Oktober noch Hafer stehen. Um diese Zeit nicht verstreichen zu lassen, entschließt sich Schön, aus dem Wäldchen einen

kleinen Park zu gestalten, in dem Gedanken, im Schutze der Bäume, davor einen Gebirgstaudengarten anzulegen. In der Umgebung des Schwarzen Berges tritt allenthalben reiner Quarz zutage. Dieses schöne, weiße Mineral war der rechte Werkstoff zur Anlage von Steingärten. Unermüdlich sammelt er ansehnliche Quarzbrocken, holt sie mit dem Anhänger seines kleinen Autos auf die Höhe, und so entsteht die erste Steingrotte, die er mit Steinbrecharten und anderen Bergblumen bepflanzt. Diese erste Grotte brachte den Freund der Pflanzenwelt auf den Gedanken, das ganze kleine Waldgelände und seine Umgebung mit dem schönen, weißen Quarz als Bergstaudengarten auszugestalten und mit den seltensten Pflanzen anzufüllen. So begann er, bei Wind und Sturm und Regen seinen Garten hier oben anzulegen. Es ist ja etwas Wunderbares um die Gartenarbeit. Viel zu wenig Menschen wissen, welch ein unschätzbare Quell für Kraft und Gesundheit und für Lebenserhaltung in der Gartenarbeit ruht. Der heute über sechzigjährige Max Schön ist ein Beispiel und ein Beweis für die Richtigkeit dieses Gedankens. Der rechte Gärtner ist ja nicht allein mit der Scholle und den wunderbaren Gebilden der ewigen Natur, sondern auch im tiefsten Sinne mit der ewig wechselnden Schönheit der Jahres- und Tageszeiten verbunden. Jeder Morgen und jeder Sonnenaufgang ist ihm ein neues Geschenk. Jeder stille Abend bringt ihm nach getaner Arbeit ein neues Glücksgefühl. Jede Vogelstimme, der er lauscht, und jedes Getier, das er beobachtet, offenbart ihm die Größe und Schönheit der Schöpfung. Weil der echte und rechte Gärtnersmann mit so dankbarem Herzen die Geschenke der Natur hinnimmt, deshalb gibt sie ihm diesen Dank zurück, indem sie ihn an Leib und Seele fördert.

DIE ANTWORT DES LEUTNANTS YORCK

Achtunddreißig Jahre waren vergangen, seitdem Friedrich der Große zum ersten Male schlesischen Boden betreten hatte. Hinter ihm lagen die drei langen und schweren Kriege, aber der umsichtigen Aufbauarbeit mehrerer Friedensjahre war es zu verdanken, daß sich Schlesiens schnell von den Folgen der Kriege erholt hatte. Da, am Ende seines Lebens, mußte der König nochmals seinen von der Gicht gepeinigten Leib ins Feldlager schleppen. Ein vierter Krieg schien unvermeidlich zu sein. In die Geschichte ist der bewaffnete Aufmarsch von beiden Seiten als der Bayrische Erbfolgekrieg eingegangen, aber seinerzeit nannte man ihn spottweise den »Kartoffelkrieg«, weil er mit einem wirklichen Kriege nicht viel zu tun hatte. Daß der »Kartoffelkrieg« nicht ganz so unblutig war, werden wir noch sehen, aber niemand wußte zu Beginn des Aufmarsches, wie es einmal kommen würde, und deshalb machten beide Gegner, Friedrich der Große auf der einen und Maria Theresia auf der anderen Seite, ihre Kräfte mobil, und starke Truppenverbände standen an den Grenzen Schlesiens.

Von der Festung Glatz starteten zahlreiche Feuerschlünde in Erwartung des Feindes hinab ins Tal der Neiße, und in Habelschwerdt lag der General Prinz von Hessen-Philippsthal mit mehreren Bataillonen Fußvolk sowie Kavallerie und Artillerie. Nun wird ein Teil der Grafschaft Glatz, die Friedrich dem Großen während dreier Kriege so teuer und lieb geworden war, von dem Gebirgsflusse Erlitz, auch Wilde Adler genannt, umschlungen, diese entspringt in der Nähe des Hochmoores Seefelder auf dem Menzgebirge und hat bei dem Dorf Tschihak einen wildromantischen und vielbesuchten Durchbruch durch das Gebirge geschaffen. Ein Übergang über diesen kleinen, aber bei Regenwetter und Tauwetter reißenden Fluß befindet sich zwischen den Dörfern Peucker und Bärnwald in fast achthundert Meter Seehöhe. Heute liegen beide Dörfer wohl noch hüben und drüben vom Flusse, aber die Grenze ist verschwunden, damals bestand sie erst kurze Zeit. Dieser Grenzübergang wurde nun von einer Feldwache des in Habelschwerdt liegenden Regimentes v. Luck besetzt. Führer der etwa dreißig Mann starken Abteilung war der Leutnant Yorck, der später so berühmt gewordene Yorck von Wartenburg.

Da lag nun der junge, nach Kriegsrühm dürstende Offizier mit seinen Leuten hoch droben in den Bergen der Grafschaft Glatz und hatte rein gar nichts zu tun.

Eines schönen Tages kam für die preußische Feldwache jedoch eine kleine Abwechslung. Sie wurde von hohem Besuch beehrt. Der kommandierende General Hohenlohe, Reichsfürst des damaligen Schattenreiches Deutschland, besichtigte die kleine Truppe. Deren Führer salutierte schneidig und erstattete Meldung. Der General dankte und stellte an den jungen Offizier allerhand Fragen. Sie wurden klar und erschöpfend beantwortet. Dann begann der General mit verschiedenen Ermahnungen, die dem Leutnant sehr überflüssig erschienen.

»Weiß Er denn auch, auf welchem wichtigem Posten Er steht?«, so fragte der General.

»Zu Befehl, Exzellenz, ich bin mir der Wichtigkeit dieses Postens voll bewußt!«

»Wenn der Österreicher gegen uns marschirt, dann greift er Seine Feldwache an«, setzte der General seine Belehrungen fort.

»Zu Befehl, Exzellenz!«

»Und wird Er sich auch verteidigen bis zum letzten Mann?«

»Gewiß, Exzellenz«, erwiderte Leutnant Yorck. Schon fiel ihm aber die schulmeisterliche Art des Generals auf die Nerven, denn er hielt es für ganz selbstverständlich, einem Kampf nicht aus dem Wege zu gehen und des eigenen Lebens dabei nicht zu achten.

»Ich sage Ihnen«, setzte der Reichsfürst seine Belehrung etwas von oben herab, fort, »es ist der wichtigste Platz weit und breit, den Er da zu bewachen hat. Er hat seine Pflicht bis zum Äußersten zu tun.«

Da stieg dem Neunzehnjährigen das Blut in den Kopf. Glaubte der General, daß er, der Leutnant Yorck, seine Pflicht nicht tun würde?

»Exzellenz«, so brauste dieser nun auf, »ein preußischer Leutnant tut genau so seine Pflicht wie ein deutscher Reichsfürst!«

Die umstehenden Bauern des kleinen Dörfleins Peucker, welche uns dieses merkwürdige Gespräch überliefert haben, wurden starr vor Staunen. Sie glaubten, daß eine gewaltige Explosion von Seiten des Generals die Folge dieses kühnen Wortes sein würde. Aber nichts dergleichen geschah.

»Schon gut, schon gut«, meinte der General begütigend, »wir tun alle unsere Pflicht, vom König bis zum jüngsten Grenadier . . .«

*

Daß der Leutnant Yorck seine Pflicht immer getan hat, bewies nicht nur die Konvention von Tauroggen, das bewiesen nicht nur die Siege von Wartenburg, Möckern und Laon, sondern auch sein tapferes Verhalten in dem blutigen Kampf um Habelschwerdt, der einige Monate später stattfand.

Der »Kartoffelkrieg« hatte wirklich nur eine einzige größere Kampfhandlung aufzuweisen, aber diese war für die preußische Armee schmerzhaft genug. Der General Prinz von Hessen-Philippsthal gehörte zu jenen Vertretern des damaligen preußischen Offizierskorps, die schon zu Lebzeiten Friedrichs des Großen auf dessen Lorbeeren eingeschlafen waren. Er hatte in der Stadt Habelschwerdt wohl beträchtliche Truppenmassen zusammengezogen, aber die Stadt selbst doch nur ganz ungenügend in Verteidigungszustand versetzt. Auch der Florianberg blieb unbefestigt, von dem aus die Stadt leicht in Grund und Boden geschossen werden konnte. Als der General von Zivilpersonen benachrichtigt wurde, daß ein Überfall auf Habelschwerdt bevorstehe, wies er diese mit Hohn und Spott ab und erklärte, daß man die Steinhausen im Gebirge wohl für österreichisches Militär angesehen habe. Auch sei es für den Feind unmöglich, mitten im strengen Winter - es war der Januar 1779 - über dieses Gebirge zu kommen.

Daß es aber sehr wohl möglich war, bewies der 18. Januar dieses Jahres. In der Nacht vom 18. bis 19. rückten in aller Heimlichkeit österreichische Kolonnen gegen die Stadt vor. In dieser war man ahnungslos, denn auch die Feldwachen waren inzwischen eingezogen worden. Zwar hatte man eine Patrouille von nur zwei Husaren in das Vorgelände entsandt, aber diese kehrten in einer Schenke in Altweistritz ein, wo gerade eine Tanzmusik stattfand. Während sie mit zwei Mädchen schäkerten und sich mit ihnen an einen verschwiegenen Ort zurückgezogen hatten, bereiteten die Österreicher ihren Überfall vor. Dieser begann am 19. Januar, morgens 5 Uhr. Die Tore wurden gesprengt, und der Feind drang in die Stadt ein. Die überraschten Preußen verteidigten sich tapfer. Sie schossen aus allen Fenstern und sonstigen Öffnungen der Häuser. Ihr Verhalten machte den großen Überlieferungen preußischen Soldatentums alle Ehre, und die Straßen der Stadt sollen, den wohl etwas übertriebenen Berichten eines zeitgenössischen Chronisten zufolge, voller Tote und Verwundete gelegen haben. Alle Tapferkeit nutzte aber nichts, die Gegner hatten alle Trümpe in den Händen. Nach heftigem Kampfe mußten die preußischen Truppen die Waffen strecken. Von ihnen fielen neben dem General drei Obersten, vier Hauptleute, 12 Leutnants und mehrere Fähnriche sowie 714 Mann in österreichische Kriegsgefangenschaft. Die Zahl der Gefallenen ist unbekannt, muß aber groß gewesen sein. Die Österreicher erbeuteten neben vielem sonstigen Material zehn Fahnen. Dieser Verlust schmerzte Friedrich den Großen besonders.

Einer Abteilung preußischer Truppen gelang es jedoch, aus der Stadt zu entkommen und sich bis nach Glatz durchzuschlagen. Deren Führer war der Leutnant Yorck. Er hatte seine Leute in der Glatzer Gasse in der Nähe des Tores sammeln können und brach durch die Österreicher hindurch. Dabei kam es zu einem kurzen, heftigen Kampf, in dessen Verlauf es zahlreiche Opfer auf beiden Seiten gab. Der junge Leutnant schlug an der Spitze der Abteilung wie ein Rasender um sich, und so gelangte er blutend, mit zerrissener Uniform und verschmutztem Gesicht, aber nicht ernsthaft verwundet, mit dem größeren Teil seiner Leute aus der Umklammerung der Gegner und erreichte im Laufe des Tages müde und niedergeschlagen, aber dennoch erfüllt von dem stolzen Bewußtsein, seine Pflicht getan und seine Soldatenehre gewahrt zu haben, die Stadt und Festung Glatz.

Gerhart Bartsch

EIN FREIWILLIGER AUS DEM BURENKRIEG...

SCHLUSS

Zum Bereiten des Landes kam nun dazu die andere große Arbeit, das war das Sammeln der Pflanzen. Was sollte dort oben angelegt werden? Die Frage war leicht, aber zugleich auch schwer, denn vor dem geistigen Auge von Max Schön stand eine unendliche Fülle alles dessen, was er dort oben schaffen wollte. Und so hieß es, Schritt für Schritt vorwärtsgehen, vom engeren ins Weite. Als bodenständige Bepflanzung kam zuerst die gesamte Sudetengebirgsflora in Betracht. Ihr emsiges Sammeln dauerte vom Frühjahr bis zum Herbst. Dabei legte Schön seinen Garten so an, daß sämtliche Arten von Blütenpflanzen, Frühlings-, Sommer- und Herbstblüher, zusammengebracht wurden, so daß der Garten vom Frühling bis zum Herbst wechselnd in dauerndem Blütenflor steht. Vier Jahre wurde so an dem Garten gearbeitet, und alle selbstgesammelten Pflanzen wurden eigenhändig gepflanzt. Inzwischen war das Material zum Hausbau zusammengebracht und das Holz geschnitten worden. Im Jahre 1936 mußte Schön das gemietete Häuschen verlassen, weil es einem anderen gehörte, der es selbst gebrauchen wollte. Da wurde zuerst eine aus Kistenbrettern gefertigte kleine Bude der Unterkunft für ihn und seine Arbeitskameraden. Aber schon war der Grund zu dem neuen, kleinen Haus gelegt, das mit massiven Grundmauern versehen wurde. Es war zunächst als ein kleines Unterkunfts Haus für ihn und die Seinen gedacht. In diesem Jahre wurde die alte Puhubaude verkauft, neu ausgebaut und eingerichtet. Ein tatkräftig durchgeführter Gedanke ruft zumeist neue, gleichlaufende Gedanken auf den Plan. Der Ausbau der Puhubaude regte Max Schön zu dem Entschluß an, das Schwarze-Berg-Häufel, wie er seinen Blockholzbau nannte, als Wanderer-Gaststätte einzurichten. Das geschah im Herbst 1936. Dann wurde im Frühling 1937 noch ein Gartenhaus angefügt, und am Pfingstsonntag, dem 16. Mai 1937, wurde der kleine Gaststättenbetrieb eröffnet. In dieser Zeit legte Max Schön eine umfangreiche Erdbeerkultur an, die bald einen großen Anklang fand. Das Schwarze-Berg-Häufel liegt in 900 Meter Seehöhe. Selbstverständlich reifen Gartenerdbeeren in dieser Höhenlage später als in der Ebene. Die Besucher aus dem Tal genießen also hier oben noch einmal eine herrliche Erdbeerreife, wenn sie unten längst vorüber ist.

Es wird den Gartenfreund mit Anteilnahme erfüllen, was dort oben am Schwarzen-Berg-Häufel nun alles zu sehen ist und in welcher Reihenfolge die einzelnen Anlagen entstanden. Wir hörten, daß Max Schön zuerst einen Steingarten mit der schlesischen Sudetenflora anlegte. Dieser Steingarten oder die Grotte, wie Max Schön dies nennt, wurde außerdem mit allen Arten heimischer Farne bepflanzt.

Dann meldete sich aber wieder sogleich die Liebe des weitgereisten Mannes zu den Pflanzen ferner Länder. Als zweite Anlage schuf er daher eine Grotte für Kakteen aus Kanada, die völlig winterhart sind und bis 30 Grad Kälte aushalten. Dann begann er den mit Wegen versehenen Fichtenhain auf seinen Rasenstücken mit Tulpen, Narzissen und Krokus zu bepflanzen. Es folgte die Anlage einer schönen, geräumigen Seitenbank mit der Bepflanzung von Sedum, Steinbrech und Dachwurz in den verschiedensten Arten. Als fünfte Anlage wurde die erste Grotte mit niedrigen Blumenpolstern aus den bekanntesten reichblühenden Pflanzen geschaffen. Nun war die gesamt-schlesische Pflanzenwelt dort oben vereinigt, und dazu noch ein Stück aus Kanada. Der Sammeleifer aber ging weiter. Die reiche Alpenflora, die wir ja heute auf Reisen innerhalb des Hoheitsgebietes Großdeutschlands bewundern können, sie hatte es dem Schöpfer des Berggartens auf dem Puhu im Gläser Lande so ganz besonders angetan. Deshalb pflanzte er an der Stelle, wo der Flaggenmast der Reichsflagge stand, eine Steingrotte mit den bekanntesten Alpenpflanzen, unter denen besonders schöne Enzianarten ihre prächtigen blauen Blütenkelche aus dem Grün der Blätter hervorschießen ließen, und auf der das Alpen-Edelweiß in seiner schneeigen Pracht glänzte. Damit waren die ersten Gäste aus den deutschen Alpen auf dem Puhu-Berggarten eingezogen. Wer einmal die Farbenpracht und die Formen Schönheit unserer Alpenpflanzen sich im eigenen Berggarten entfalten sah, den läßt sie nicht

mehr los! Und so schuf Max Schön im Jahre 1937 seine große Alpengrotte mit besonderen Seltenheiten, die er aus dem höchsten Alpengarten Deutschlands, an der Lindauer Hütte im Rätikon (1764 Meter Seehöhe) bezog. Sie enthält unter anderem: Almenrausch, Steinrosen, zierliche Zwergsteinbrecharten, aber auf dieser großen Alpengrotte wurden auch Gäste beherbergt, die aus weiterer Ferne kamen, so: eine Wucherblume aus dem Atlasgebirge, oder das schöne Sedum aus Sibirien. Nach diesem Gang ins Weite vertiefte sich der Gärtner auf dem Puhupaß wiederum in die Flora der schlesischen Heimat. Diesmal nahm er das Riesengebirge zum Ziel seines Sammeleifers und bezog von einer Stelle, die die Gartenanlagen in Ober Schreiberhau mit heimischen Gebirgspflanzen versieht, alles das, was an bemerkenswerten Blütenpflanzen auf dem höchsten Gebirge unserer schlesischen Heimat wächst. Die narzissenblütige Anemone und die anemone alpina, der Teufelsbart, ist dort ebenso vertreten wie die Enzianarten des Riesengebirges. Vor allem aber das liebe, kleine Wahrzeichen unserer Riesengebirgsflora, das »Hab-mich-lieb«. Im Frühjahr des kommenden Jahres wird der Alpengarten vergrößert. Und im Sommer wird im Vorgelände des Berggartens die große Anlage geschaffen, die die Besucher des Schwarzen-Berg-Häufels und seiner Gartenschönheit so ganz besonders erfrischt und erfreut: die große Erdbeerkultur. Von Mitte Juni bis Oktober gibt es dort oben frische Erdbeeren. Die nächste Aufgabe, die sich Max Schön stellte, war die Schaffung einer Grotte, in der die farbenprächtigsten Bergpflanzen ihre Heimstätte finden sollten, die unsere Erde trägt, das ist die Flora aus dem höchsten Gebirge der Welt, dem Himalaya. Selbst wenn diese Pflanzen in europäischen Züchtereien gezogen werden, so bewahren sie doch generationenlang ihre eigenartige Farbenpracht die sie vor den Bergpflanzen der europäischen Gebirge so besonders auszeichnen und herausheben. Inzwischen war der Besuch des Schwarzen-Berg-Häufels und seiner sehenswerten Gartenanlagen stärker und stärker geworden. Und so mußten Terrassen zur Aufnahme der Gäste im Sommer 1938 angelegt werden. Es war selbstverständlich, daß die Böschungen alle sinnvoll bepflanzt wurden. Hecken mit verschiedenen Rosenarten der schlesischen und der Alpenbergwelt, die prächtigen Stauden der blauen und hellroten Lupinen und viele andere heimische Sträucher und große Stauden wurden hier verwandt. Diese Anlage wurde im Jahre 1939 fortgesetzt, und im Jahre 1940 wurde das bisher geschaffene Werk gekrönt von einer dreißig Schritt langen Steingartenanlage, zu der prächtiger Quarz und vor allem große Stücke von Flußspat aus dem nahen Kleffengrund den Werkstoff hergaben. Auch diese neue Grotte wurde mit Alpenpflanzen, vor allem aber mit einer Fülle der verschiedensten Primelarten aus dem Himalaya befüllt, und dort blüht zum ersten Male im Gläser Berggarten auch der blaue Himalaya-Mohn.

Es ist selbstverständlich, daß eine solche einzigartige Anlage Gartenfreunde aus der Nähe und aus weiter Ferne in höchstem Grade anzieht. Und so ist es kein Wunder, daß Max Schön allenthalben gute Freunde seines Berggartens weiß, denen es eine Freude ist, durch Überfendung irgendeiner Pflanze die Sammlung zu bereichern. So schickte ihm eine Dame, die den Garten gesehen hatte, aus Helsinki ein Stück der reizenden *linea borealis*, der nordischen Linäe, mit dem Wunsche, daß diese nordische Pflanze in der deutschen Muttererde Wurzeln fassen möge. Es war ihr allerdings nicht bekannt, daß dieses reizende Blümchen seit der Eiszeit ein Überbleibsel ihrer Pflanzenwelt an einer Stelle in den schlesischen Bergen, am Basaltdurchbruch der Kleinen Schneegrube, heimisch ist. Solche Grüße aus der Ferne sind für den Gestalter und Betreuer eines Gartens der schönste Lohn, wie ja überhaupt der Austausch von Pflanzen die größte Freude im Leben des Gärtners ist, denn jedes Stück, das er auf diese Weise erhält, was sich bei ihm entfaltet und gedeiht, ist eine Erinnerung und verbindet sich mit einem freundlichen Gedenken. Es wäre zu wünschen, daß der Garten am Schwarzen Berge noch lange, lange Jahre von seinem Schöpfer gehegt und gepflegt und mit mancher neuen Anlage erweitert werden könnte. Schlesien hat damit eine bedeutende Sehenswürdigkeit als ein kostbares Geschenk erhalten. Ein solches Geschenk verpflichtet auch für die Zukunft, wenn einmal der fleißige Gärtnermann seinen Spaten aus der Hand legen muß.

GUIDO ROTTER ZUM GEDÄCHTNIS

Vor einem Jahr - im März 1940 - ist mit Guido Rotter eine der bekanntesten Persönlichkeiten des südlichen Riesengebirges dahingegangen. Er gehörte über 54 Jahre dem Hauptauschuß des Deutschen (vor 1919 österreichischen) Riesengebirgsvereins (DRGV.) in Hohenelbe an und war von 1911-1938 dessen erster Vorsitzender. Er suchte alle leere und bürokratische Vereinsmeierei aus dem Verband auszuschalten. Als echtem Kind des Gebirges lag ihm das wirkliche Leben mit seiner gefundenen Tatkraft näher. Schon als 24jähriger begann er mit der Einrichtung von Jugendherbergen für Schüler und Studenten, zunächst im Riesengebirge. 1884 entstand so in Hohenelbe die erste Studentenerberge. 1891 gab es schon 76 Herbergen in Deutschböhmen, 1892 fanden sich die ersten reichsdeutschen hinzu. Dem Vorbild, das Rotter von der Grundlage des DRGV. aus bot, folgten die deutschen Gebirgsvereine in schöner Einhelligkeit: 1913 waren in Österreich schon 356, im Deutschen Reich 371, zusammen 727 Jugendherbergen eingerichtet. Durch diese Gründungen sahen sich auch andere Verbände, wie der Alpenverein, angeregt, selbständig im Hochgebirge ähnliches zu schaffen, und auch nichtdeutsche Völker, wie z. B. die Tschechen, haben nach Rotters Beispiel gleiches versucht. Wenn Rotter damit seiner Zeit und deren unklarem sozialen Empfinden weit voraus war, so hat er später den Anschluß an die große deutsche Jugendherbergsbewegung nur zögernd gefunden. Der in die Jugendherbergsbewegung hineingreifende Streit der politischen Systemparteien verdarb ihm die Freude am Jugendwandern. Rotter hat daneben mit nie versagender Tatkraft noch vieles andere in die Hand genommen - den Skilauf im südlichen Riesengebirge eingeführt, den Fremdenverkehr ausgebaut und damit vielen Landsleuten seiner armen Gebirgsheimat Brot und Arbeit gegeben. Als die Tschechen 1920 und in den folgenden Jahren von Staats wegen dem Gebirge einen fremden Anstrich zu geben versuchten, hat Rotter mit bewundernswerter Zähigkeit dagegen gerungen. Er hat es auch zuwege gebracht, daß in 15 Jahren die doppel-sprachigen Wegetafeln mit dem tschechischen Text an erster Stelle immer noch nicht überall aufgestellt waren.

Anläßlich seines siebzigsten Geburtstages hat ihm zu Ehren der DRGV. die Guido-Rotter-Plakette geschaffen, die nur in beschränktem



Maße denen zur Auszeichnung gegeben werden sollte, welche sich um das Jugendwandern, den Wintersport, den RGV. und das Wandern im allgemeinen besonders verdient gemacht haben. Solange Rotter lebte, hatte er das alleinige Vorschlagsrecht.

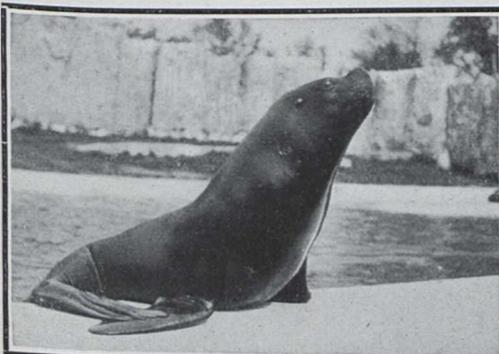
Schneider.

DER KUNSTVEREIN SCHLESISIEN E. V.

Durch die Teilung Schlesiens in zwei Gauen wurde Niederschlesien nach den Worten von Reichsminister Heß und Gauleiter und Oberpräsident Hanke insonderheit die Aufgabe übertragen, das kulturelle Leben Schlesiens zu pflegen, zu fördern und wirksam im Gesamt-leben des Volkes einzusetzen, während Oberschlesien die wirtschaftliche Führung übernimmt. Damit ist der Zeitpunkt gekommen, begründet auf den Erfahrungen jahrelanger Vorarbeit, das Instrument für die Erfüllung dieser Aufgabe auf dem Gebiet der bildenden Kunst zu schaffen, das alle Voraussetzungen in sich trägt, den schöpferischen Kräften Schlesiens um der Leistung und Geltung Schlesiens innerhalb des Reiches wie um seiner politischen Aufgabe willen nach innen und

außen den ihnen zukommenden Platz einzuräumen und dem schlesischen Kunstleben gesunde Grundlagen zu geben. Der Kunstverein Schlesiens wird in Zukunft in beiden schlesischen Gauen alle tragenden Kräfte des schlesischen Kunstlebens zusammenschließen zu einheitlicher planvoller Arbeit. Er umfaßt ebenso die mit der Kulturpflege betrauten Behördenstellen wie Körperschaften der Industrie und des Handels, die ihre Verpflichtung gegenüber der kulturellen Aufgabe Schlesiens erkennen, wie auch private Kunstfreunde. Sie alle finden im Kunstverein Schlesiens die Möglichkeit verantwortlicher Mitarbeit an der freien Entfaltung der künstlerischen Leistung als Zeitdokument für kommende Geschlechter.

Der Begriff der Kulturförderung ist ja nicht damit erschöpft, daß die Lebensbedingungen des einzelnen Künstlers gebessert werden - die selbstverständliche wirtschaftliche Sicherung soll nur die Voraus-



Aufn. Michaelis

Neue Freianlagen
im Breslauer

ZOO

Jeden Dienstag, Donnerstag u. Sonntag: **Billiger Tag!**

Durch
Kleidsamkeit
beliebt
sind



Breslau 5 - Neue Schweidnitzer Straße 15
Das Fachgeschäft für schöne Damenhüte
Zahlungserleichterung durch Kunden-Kredit

ENTERICH VON PROF. ZUGEL



Rosen  thale

WELTMARKE
DES PORZELLANS

setzungen für die gefunde Entfaltung seiner Kunst geben -, es geht einer auf das Ziel einer allgemeinen Volkskultur ausgerichteten Kulturpflege nicht um den Künstler, sondern um die Kunst als einem Faktor, der das Leben der Nation mit immer neuen Impulsen bereichert; es geht um das geschaffene Kulturgut in seiner Bedeutung für die Leistung und den Menschen einer Landschaft und damit schließlich für das gesamte deutsche Volk. Die Wichtigkeit des künstlerischen Werkes im Organismus des Volkes legt uns Verpflichtungen auf, die nicht allein durch die behördliche Pflege erfüllt werden können, sondern im letzten erst durch die Anteilnahme jedes einzelnen im Volke. Diese in Schlesien noch bei weitem nicht genügende Anteilnahme so zu wecken, daß die Leistung der schlesischen Kunst voll zur Entfaltung kommt und, allseitig geachtet, einmündet in den Strom der gesamtdeutschen Kulturleistung, ist Aufgabe des Kunstvereins Schlesien.

Unter dem Vorsitz des Landeshauptmanns stellt der Kunstverein Schlesien die zentrale Organisation des schlesischen Kunstlebens beider Gauen dar. Er vertritt das schlesische Kunstschaffen in großen Ausstellungen in den Kulturzentren des Reiches geschlossen nach außen hin, wie er das künstlerische Leben in Schlesien selbst bereichern und anregen soll im Sinne einer einheitlichen Planung und Ausrichtung. Um die künstlerischen Interessen der landschaftlich gebundenen Kulturkreise zu wahren und eine möglichst enge Beziehung zwischen den Künstlern und den als Auftraggebern in Frage kommenden Kreisen herzustellen, werden in den größeren Städten Schlesiens »Kunstringe« als Untergruppen des Kunstvereins Schlesien gebildet, deren Leiter die jeweiligen Oberbürgermeister oder Landräte sind. Während es Aufgabe der Breslauer Zentrale des Kunstvereins ist, die alljährliche Große Schlesische Kunstausstellung und die repräsentativen schlesischen Kunstausstellungen in anderen Gauen des Reiches durchzuführen, haben die einzelnen Kunstringe die Aufgabe, nach einem einheitlich von der Zentrale in der Zusammenarbeit aller Kunstringe gestalteten Arbeitsprogramm durch Vorträge und Ausstellungen ihre Mitglieder am heimischen Kunstschaffen möglichst lebendigen Anteil nehmen zu lassen. Sechzehn Kunstringe haben bereits ihre Arbeit aufgenommen, und vor allem Oberschlesien ist mit stärkster Aktivität an die neue Aufgabe herangegangen. Aus den Werken, die im Vorjahr in den Ausstellungen in Dortmund, Osnabrück, Karlsruhe und Kiel für schlesische Leistung zeugten, und den Werken, die in der großen »7. Schlesischen Kunstausstellung« im Breslauer Schloß gezeigt wurden, sind zwei Wanderausstellungen zusammengestellt worden, die zunächst in Opatowitz durch Landeshauptmann Adams und in Kattowitz eröffnet wurden und im Laufe des Frühjahrs bis in den Sommer hinein bereits an die Kunstringe Königshütte, Hindenburg, Bielsk, Beuthen, Teschen vergeben sind, um nur die nächstfolgenden Veranstaltungen aufzuzählen. Wenn diese Ausstellungen der wichtigen Aufgabe dienen, auch die entlegenen Städte der beiden Provinzen unmittelbar teilhaben zu lassen an dem gesamt-schlesischen Kunstschaffen, und ihnen Kunstwerke zuzuführen von einer Höhe der künstlerischen Qualität und in einer Festlichkeit des Rahmens, wie es bisher meist den Hauptstädten vorbehalten war, so werden daneben von den einzelnen Kunstringen auch Ausstellungen rein örtlichen Charakters durchgeführt werden. Es ist zu erwarten, daß die einheitliche Planung all dieser Veranstaltungen all jene Unzulänglichkeiten und lästigen Überschneidungen, unter denen das schlesische Kunstleben bisher unter der Führung einzelner Interessengruppen litt, unterbinden und alle Kräfte an der rechten Stelle zum Ansatz bringen wird. Die straffe Durchführung der Organisation und die einheitliche Zusammenarbeit ermöglicht den Kunstringen auch, für ihre Vortragsveranstaltungen Persönlichkeiten von Ruf aus dem ganzen Reich zu gewinnen. Der festliche Rahmen, der für all solche Veranstaltungen vorgesehen ist, entspricht der Würde der Kunst.

Die ersten Veranstaltungen, mit denen der Kunstverein Schlesien an die Öffentlichkeit getreten ist, haben den lebhaftesten Widerhall gefunden und den betreffenden Kunstringen einen großen Freundeskreis zugeführt. Die Mitgliederbeiträge in Einheiten von 5,- RM oder einem Mehrfachen dieses Betrages werden ausschließlich dafür benutzt, hervorragende Werke schlesischer Künstler, und zwar vorwiegend aus dem Regierungsbezirk, in dem die Mitgliederbeiträge aufgebracht worden sind, anzukaufen. Diese Kunstwerke werden an die Mitglieder des Kunstvereins auf dem Wege der Verlosung, wobei jede Beitragseinheit den Anspruch auf ein Los bedeutet, weiter-

gegeben. Die Mitglieder des Kunstvereins Schlesiens haben ferner Anrecht auf eine Jahresgabe in Gestalt eines Graphikblattes eines schlesischen Künstlers und haben Zutritt zu allen Veranstaltungen nicht nur des Kunstzuges ihres Wohnortes, sondern aller Kunstzüge und zu allen staatlichen und städtischen Museen in Schlesien. Es ist zu erwarten, daß diese Organisation, mit der Schlesiens sich nach jahrelanger Vorarbeit und Erfahrung mitten im Kriege das Rüstzeug für die Lösung der kulturellen Aufgaben auf dem Gebiete der bildenden Kunst geschaffen hat, sich als ein Beispiel auch für die Kulturpflege anderer Gauen des Reiches bewähren wird.

Der durch die Schaffung des Kunstvereins Schlesiens eingeleitete neue Abschnitt schlesischen Kunstlebens kommt, wie bereits erwähnt, in der Öffentlichkeit zunächst zum Ausdruck durch die beiden Wanderausstellungen schlesischer Künstler, die in Oppeln und Kattowitz begannen und im März in Königshütte und Hindenburg gezeigt werden. Während diese Ausstellungen auch die entlegeneren Teile Schlesiens und zunächst Oberschlesien teilhaben lassen an den ausgefuchten Werken des gesamtchlesischen Schaffens, hatte der Künstlerbund Oberschlesien in Gleiwitz noch im vergangenen Jahr einen Querschnitt durch das Schaffen der oberschlesischen Künstler gegeben und gezeigt, wie reich diese Landschaft an vielfältigen Beispielen ist. Neben Arbeiten von Dommrich, Hönig, Hoffmann, Lipp, Misliwicz, Nerlich, Neumann, Pautsch, Reimitz, Schoerner, Selde, Seidel, Weist und anderen, die in diesem Kreis nie fehlen, sah man wieder einmal schöne Arbeiten von Blisch, vor allem Aquarelle von starkem, malerischem Zauber, ferner flotte Aquarelle von Georg Kugler, und lernte in Ferdinand Till einen Gestalter des Industriebotivus kennen. Die Künstler aus den zurückgewonnenen Gebieten Oberschlesiens und aus dem angrenzenden Sudetengau, wie Heier, Gebauer, Klinger, Mather, Raida, Sikora, Sokol, Zdrasila, traten mit ihren Arbeiten nun in Leistungswettbewerb mit den Künstlern des Altreichsgebietes. In Breslau ist nach der Weihnachtsverkaufsausstellung die Dauerverkaufsausstellung in der Kunsthalle am Christophoriplatz mit neuen Werken wieder eröffnet worden.

Die Reihe der diesjährigen großen schlesischen Kunstausstellungen in anderen Gauen des Reiches eröffnet der Kunstverein Schlesiens mit einer neu zusammengestellten Kollektion im Frühjahr in Leipzig. Während die Ausstellungen in anderen Gauen eindrucksvoll für das gesamtchlesische Schaffen zeugen, sind schlesische Künstler selbstverständlich auch auf den großen Ausstellungen in Berlin usw. vertreten. In der Ausstellung, mit welcher der neue Ausstellungsbau des Hauses der Kunst in Berlin eröffnet wurde, begegnete man Arbeiten von Dürschke, Erler, Ferenz, Fuchs, Hirsch, Kayser-Eichberg, Ressel, Schnürpel, Professor Zimbal und Bodo Zimmermann, und in der Ausstellung im Kronprinzenpalais in Berlin, die das Hilfswerk bildende Kunst veranstaltet, steht Professor Theilmanns »Kleines Lied«, hängt ein Bild aus dem großen Treck von Otto Engelhardt-Kyffhäuser, eine Zeichnung von Überrück, eine Blumenstudie von Ferenz und Arbeiten von Hirsch, Jaekel, Kayser-Eichberg und Sandrock.

Dr. Annemarie Schwerdt.

SCHRIFTTUM

Schlesisches Jahrbuch für deutsche Kulturarbeit im gesamtchlesischen Raum. 12. Jahrgang. Herausgegeben von Ernst Birke im Auftrage des Arbeitskreises für gesamtchlesische Stammeskultur. Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1940. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. 240 Seiten.

Dieser Band stellt einen Höhepunkt in der Entwicklung des schlesischen Jahrbuches dar. Das große Ziel des Arbeitskreises für gesamtchlesische Stammeskultur hat im Jahre 1939 seine staatspolitische, das heißt äußere Erfüllung gefunden. Noch aber wird viel Arbeit bis zur inneren Erfüllung zu leisten sein. Im Inhalt dieses Bandes findet dieser Erfolg und die neue Aufgabenstellung ihre zeitgemäße Würdigung. Sie verleiht ihm Tiefe und Lebensnähe. Fesselnd wie fast jeder der einzelnen Beiträge ist der Aufbau des gesamten Bandes. Wissenschaftliche Beiträge wechseln mit literarischen Erzeugnissen, beide aufgelockert durch Karten und erstklassige Abbildungen, die sich inhaltlich wieder zu Kreisen zusammenschließen: Schlesische Chronik 1939, Schlesische Bäder, Schlesiens Nordgrenze im



Eine führende Einkaufsstätte im deutschen Osten

Das Haus für
gute Bekleidung
und alle Artikel
des täglichen
Bedarfs

AWAG

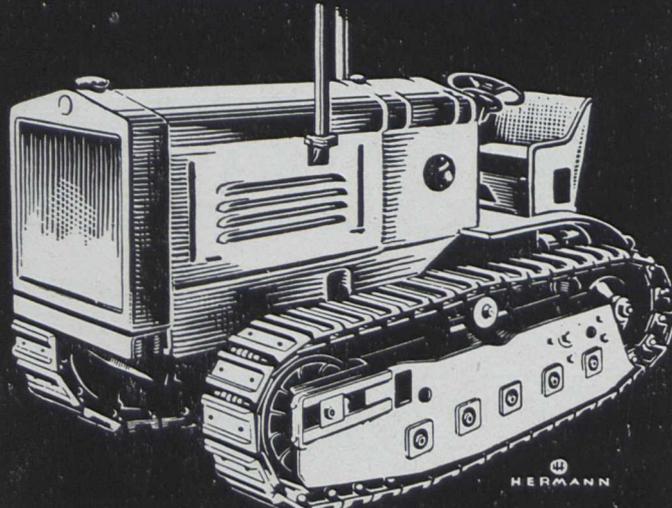
Breslau, am Trauentzienplatz

Unsere Versand-Abteilung
erledigt jeden Auftrag schnell
und sorgfältig




FAMO
Diesel-Schlepper

DER BEGRIFF
der hohen Leistung und
großen Wirtschaftlichkeit.
TECHNISCH VOLLENDET!


„FAMO“
FAHRZEUG- u. MOTORENWERKE G.M.B.H., Breslau 6

Abwehrkampf 1918/19, Schönes Ostschlesien. Man blättert in ihnen und bleibt lesend bei den Beiträgen. Vielleicht liest der Weltkriegssoldat zuerst den anspruchslosen, aber innerlich ergreifenden Rückblick des Generalobersten Wilhelm Heye über den Heldenkampf des Schlesischen Landwehrkorps im Weltkriege, um dann bei den anderen Beiträgen dieser Gruppe stehen zu bleiben. Als Gegenstück zu Heyes Erlebnisbericht über das reichschlesische Landwehrkorps zeigt Wilhelm Czermak, wie hoch der Blutzoll der altösterreichischen Schlesier im Weltkriege gewesen ist. Obwohl die in Südpolen siedelnden Nordschlesier, unterstützt durch volksbewußte Frontverbände, sich am Ende des Weltkrieges monatelang gegen die andringenden Polen wehrten, wie dies Hans Jakob Schmitz zum erstenmal in diesem Kreise mit der Anschaulichkeit des Mitkämpfers schildert, gingen doch im Verfall der Diktat entscheidende Positionen vor der nordschlesischen Grenze, unter anderem Lissa, dem Willy Schober einen besonderen Beitrag liefert, verloren. Den Kämpfen um Schlesiens Nordgrenze entsprach der über zwei Jahrzehnte währende Volkstumskampf an Schlesiens Südgrenze und ihrem Vorfeld. Die Entscheidung wurde vom Nationalsozialismus erzwungen. Ihm widmet für den sudetenschlesischen Anteil Eugen Weese einen knappen Überblick. Aus ihm wird deutlich, daß viele nationalsozialistische Führer des Sudetendeutschums gerade aus dem Troppauer Raum hervorgegangen sind. Der bewährte Deutschtumsführer Otto Ullis umreißt die Schicksalswende in Ostoberschlesien. Fesselnd und ergreifend wissen Paul Lammatsch und Josef Kozdon den Selbstbehauptungskampf des Teschener Deutschtums und seine deutsche Geschichte zu schildern.

Dem Erlebnismittelpunkt dieser Beiträge gehen die wirtschaftswissenschaftlichen Aufsätze voran. Was Schlesien in der ostdeutschen Wirtschaft bedeutet hat und in Zukunft bedeuten kann, ist ihr Grundthema: Walter E. Petrascheck gibt hierzu einen Überblick über die Bodenschätze des gesamtschlesischen Raumes, während Walter Kuhn darlegt, wie diese Bodenschätze am Beginn der Neuzeit durch die schlesische Bergbausiedlung zum Teil erstmalig erschlossen worden sind. Zu ihnen gefellt sich Heinrich Vogts Beitrag über die Heilquellen und das Heilklima des schlesischen Raumes. Den Höhepunkt dieser Gruppe bildet Kurt Grobas geistvolle Betrachtung der Wirtschaftswende im schlesischen Raum. Das Thema dieses prächtigen Bandes schlägt der Herausgeber in seinem weitsehenden Vergleich »Schlesien 1740 und 1940« an.

So ist dieser Band, der durch geschicht ausgewählte Erzeugnisse schlesischen Schriftschaffens durchsetzt und mit einem Geleitwort des Rektors der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität versehen ist, von feltener Geschlossenheit. Inhaltlich am Rande des Grundthemas sieht nur Herbert Weinelts Aufsatz über die deutsche Volksinsel Libinsdorf zwischen Iglau und dem Schönhengst. Für die Gesamtschlesische Heimatforschung recht wertvoll ist die Zusammenstellung der bibliographischen Hilfsmittel durch Ludwig Petry. Vier Jahresrückblicke über Handel und Gewerbe, Landwirtschaft, Zeitchronik und Statistik beschließen wie jeden der letzten Bände auch diesen. Es ist selten einem Band des Schlesischen Jahrbuches so gelungen, sich an die Allgemeinheit zu wenden, wie diesem. Herbert Schlenger.

Zinkler, Frey, Grundmann: »Die Klosterkirche in Trebnitz. Ein Denkmal deutscher Kunst der Kolonisationszeit in Schlesiens.« W. G. Korn Verlag. Breslau 1940.

Die vom Provinzialkonservator der Kunstdenkmäler Schlesiens im Rahmen der Bestandsaufnahme der Bau- und Kunstdenkmäler Schlesiens herausgegebene Reihe von kunstgeschichtlichen Einzeluntersuchungen wird nach dem Erscheinen von Jungs »Hackner« mit diesem zweiten Bande erfreulicherweise auch im Kriege erfolgreich fortgesetzt. Die Veröffentlichung ist aus der Dissertation des verstorbenen Baurats Zinkler hervorgegangen und hat eines der wichtigsten Denkmäler der frühen schlesischen Baukunst, die von der Herzogin Hedwig noch selbst gegründete Klosterkirche in Trebnitz zum Gegenstand. Zinkler wollte in erster Linie eine Rekonstruktion des mittelalterlichen Baues der Klosterkirche geben, hat aber feiner gewissenhaft gearbeiteten, detaillierten Architekturbeschreibung außer einem reichen Plan- und Aufrißmaterial auch ein einleitendes Kapitel über die historischen Grundlagen zur Baugeschichte beigegeben, der gleichzeitig einen begrüßenswerten

Beitrag zur Geschichte des Baues auch über das Mittelalter hinaus darstellt. Genaue Anschauungsmöglichkeiten während der vom Verfasser geleiteten gründlichen Renovierung gaben manchen interessanten Hinweis, so u. a. zur Gestaltung der Krypta in ihrer ursprünglichen Form und zur Rekonstruktion der Westfassade. Ebenso neuartig wie problematisch erscheint die Lösung der aus dem vorhandenen Quellenmaterial nicht genau bestimmbar Anlage der Nonnenempore. Bei Lutsch und Dehio ist das Problem nicht aufgetaucht. Hier kommt (S. 71 ff.) auf Grund der genauen Untersuchungen u. a. an den beiden östlichen letzten Langhausjochen Zinkler zu dem Schluß, daß eine großangelegte Nonnenempore sich nicht nur über die ganze hintere Langhaushälfte, sondern sogar über die Vierung erstreckt habe. Stellt die Chorbildung dieser Cisterzienserinnenkirche schon eine Besonderheit dar, so ergäbe sich mit diesem zweifellos von gewichtigen Argumenten getragenen Lösungsvorschlag ein Sonderfall in der Geschichte der mittelalterlichen Ordensbaukunst Deutschlands. Außer einer gründlicheren Erörterung der Frage, ob die Nonnenempore auch in den Seitenschiffen angebracht sein konnte, würde eine vielleicht etwas ausholendere stil- und entwicklungsgeschichtliche Untersuchung des Gesamtbaus im Rahmen der mittel- und ostdeutschen Ordensbaukunst größere Bündigkeit der Schlüsse erzielt haben. Sehr zu begrüßen ist, daß in Ergänzung der sehr verdienstvollen Zinklerschen Abhandlung der meisterliche, alle Fragen des kunstgeschichtlichen Problems erschöpfende Aufsatz Dagobert Freys über das wieder freigelegte romanische Tympanon des Westportals, der zuerst in der Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft erschienen war, beigegeben wurde. Eine weitere Erhellung der mittelalterlichen Baugeschichte der mehrfach abgeänderten Anlage von Trebnitz stellt Günther Grundmanns gründlicher Aufsatz über das neuentdeckte gotische Chor-Portal der Hedwigskapelle dar. Es wäre sehr zu wünschen, daß in der so erfolgreich begonnenen Serie dieser Einzeluntersuchungen weitere Abhandlungen über Spezialfragen der an Aufgaben noch so reichen schlesischen Kunstgeschichte folgen möchten.

Hans Tintelnot

Georg Gabischuß: »Uff a Hübeln zengs derr Kuppe.« - Schlesische Gedichte. Verlag H. Krumbhaar, Liegnitz, 147 S., RM 2,30.

Man kann sie beide getrost in einem Atem nennen: Ernst Schenke, den Meister schlesischer Mundartdichtung der Gegenwart, und Georg Gabischuß, der sich seine Heimatliebe in diesem Gedichtband von der Seele schrieb. Sie sind verschieden in Mundart und Wesen, aber eines haben sie gemeinsam: sie kleiden nicht Worte in schlesische Mundart - sie fühlen und denken schlesisch. Ist Schenke der herzlich entzückende und still besinnliche Dichter der schlesischen Vorberge, so spricht aus Georg Gabischuß das Knorrige, Urwüchsige, mitunter das Düstere und Zwielfichtige der Riesengebirgslandschaft. Die ganze Fülle dieses magischen Gebirges und seiner Gestalten umschließt dieses Buch, in dem Erscheinungen geistern, die einen nicht verlassen, wie der »Gloafepaule« oder die »Biehmsche Musikanta«. Hier hat ein Arzt und Menschenfreund gesprochen und als ein treuester Sohn seiner schlesischen Bergheimat ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Edmund Glaeser

THEATER

Das Stadttheater Görlitz (Intendant Dr. Rolf Prasch) begann den zu Beginn dieser Spielzeit angekündigten »Zyklus Schlesischer Dramatiker«, dessen Durchführung für mehrere Spielzeiten geplant ist und dessen Ziel es ist, den Anteil des schlesischen Raumes am gesamtdeutschen dramatischen Schaffen darzulegen, mit der Aufführung des Schauspiels »Die Mutter« von Walter Stanietz. Der Abend, der offizielles Gepräge trug, sah Vertreter der Partei, der Regierung, des Landeshauptmanns, der Wehrmacht, der städtischen Behörden, sowie der einheimischen und auswärtigen Presse im Theater versammelt. Dr. Prasch, der die Inszenierung besorgt hatte, gab der Aufführung und dem Zyklus, den sie einleitete, programmatische Worte auf den Weg, bevor Walter Stanietz, der persönlich anwesend war, zu seinem Werk und den Plänen der Görlitzer Bühne sprach. Der Erfolg dieser ersten Veranstaltung war eindeutig und stark, ebenso wie das Interesse an der Fortführung des Zyklus ein weitgehendes und lebhaftes ist.

OPER UND KONZERT IN BRESLAU

Der erste Monat des neuen Jahres bescherte den Breslauer Opernfreunden eine unverhoffte Freude. Allen Erschwerungen durch die gegenwärtigen Zeitumstände zum Trotz gelang es, die gefamte »Ring«-Tetralogie von Wagner zur Aufführung zu bringen. Völlig ausverkaufte Häuser dankten der wagemutigen Tat, um so mehr, als das künstlerische Gesamtergebnis durchaus nicht um gütige Nachsicht zu bitten brauchte, sondern auf beachtlicher, teilweise sogar hervorragender Höhe stand. Vorhanden waren noch die Bühnenbilder Professor Hans Wildermanns, deren plastische Monumentalität sich mit der Größe des dramatischen Geschehens deckt. Auch Dr. Werner Müllers Spielleitung wahrte sinnvoll und, soweit es unsere Bühnenverhältnisse zulassen, wirkungsvoller den Anschluß an Wagners Ideen. Außerordentlich spannkraftig lenkte Philipp Wüst den musikalischen Verlauf der Abende, gewaltige Höhepunkte aufdichtend, aber auch den Stimmungsreiz der lyrischen Partien erschöpfend. Das vortrefflich spielende Orchester folgte feinen Intentionen mit aufmerksamer Hingabe. Die infolge Erkrankungen im Kreis unserer einheimischen Darsteller entstandenen Lücken wurden durch Gäste von außerhalb ausgefüllt. Dabei kam es zu der überaus beglückenden Besetzung der »Walküren«-Brünhilde mit Glanka Zwingenberg und der Sieglinde mit Elisabeth Friedrich. Ebenso war Theodor Horand als Gunter gut am Platz. An allen vier Abenden wirkte Hans Grahl, unser ständiger Gastspieltenor, mit, als mephistophelisch verschlagener Loge, als mannhafter Siegmund und als jugendlich strahlender Siegfried. Eine gewaltige Leistung, die er auch unbeschadet einer zuletzt auftretenden Indisposition aufs beste durchführte. Die »Siegfrieds«- und »Götterdämmerungs«-Brünhilde sang Margarete Bäumer in dem ihr eigenen edlen Stile. Hohes Lob verdienen der stimmlich und darstellerisch großartige Wotan Franz Hahnenfurth, die hoheitsvolle Fricka Charlotte Müllers, der finstere Hunding und Hagen Hans Kicinski, der dämonische Alberich Richard Groß' und der in seiner hinterlistigen Zwerghaftigkeit scharf charakterisierte Mime Karl Walters.

Am Vorabend des 40. Todestages Giuseppe Verdis (27. Januar) fand eine festliche Aufführung der »Aida« mit der vorjährigen Besetzung (Liselott Ammermann in der Titelrolle) statt. Eine namhafte italienische Künstlerin, Clara Jacobo aus Rom, die dem Abend das besondere Gepräge geben sollte, wollte zwar schon in Breslau, konnte aber wegen Erkrankung nicht auftreten. Sie holte ihr Gastspiel einige Zeit später nach und begeisterte durch die makellose Schönheit ihres hochkultivierten, allen dramatischen und lyrischen Ansprüchen der Aida-Partie voll gerecht werdenden Organs und den Geschmack ihres Vortrags.

Die Operette wartete mit einer sehr amüsanten Neufazentierung von Lehárs »Lustiger Witwe« auf, die bewies, daß der einstige Welterfolg des Werkes durchaus nicht nur für den Augenblick war. Schließlich brachte auch die Tanzgruppe unserer Opernbühne einen eigenen, erfolgreichen Tanzabend unter der Leitung ihrer derzeitigen Meisterin Käthe Hoppe heraus. Ein wohl vorbereitetes, vielgestaltiges Programm zeigte sowohl die Einzel- wie die Gruppentänzerinnen im Besitz einer anmutig geschmeidigen Technik. Starke tänzerliche Ausdruck, der sich bis zu pantomimischen Szenen steigerte, hatten Mozarts »Kleine Nachtmusik«, Tschairowskys »Nusknacker«-Sulte, die besonders anmutsvolle Brahmsche Walzerfolge und die »Slawischen Tänze« von Dvorak. Unter den Solodarbietungen Käthe Hoppes war der »Valse triste« (Sibelius) von nachhaltiger Wirkung.

In den Philharmonischen Konzerten verfolgte Philipp Wüst weiter den Grundsatz, das bewährte Alte mit neuen musikalischen Schöpfungen zu durchsetzen. Zeitgenössisches Gut muß zur Debatte gestellt werden, auch wenn sich sein Wert nicht eindeutig erweisen sollte. So empfand man bei der nur achtungsvoll aufgenommenen Suite »Georgica« von Werner Egl einen allzu großen Kontrast zwischen der volkstümlich derben Substanz (oberbayrische Tanzmotive) und der mit allem modernen Raffinement ausgestatteten Orchestrierung. Wesentlich natürlicher, dabei klangvoll instrumentiert, gibt sich Wilhelm Jergers »Salzburger Hof- und Barockmusik«, die in einen Prunkatz des »alten Salzburger Chorals« einmündet



Breslauer Messe

mit Landmaschinenmarkt

21.-25. Mai 1941

Die Messe im großen deutschen Osten

Auskunft durch Breslauer Messe- und
Ausstellungs-Aktienges., Breslau 16

Wolfgang Ch. Buchwald

Buchhändler

Reichhaltiges Lager und ständiger Eingang von Neuheiten in schöngestiger Literatur, Jugendschriften sowie Geschenkliteratur

Besuchen Sie meine Buchstube

Straße der SP. 21

Breslau 13 · Ruf 35649

Pianos · Radio

neu und gebraucht in allen Preislagen

J. Grosspietsch

Piano- und Radiohaus

Breslau 2, Schweidnitzer Stadtgraben 22
Neue Taschenstraße 34 · Ruf 24521

und archaische mit impressionistischen Zügen vereint. An Bekanntem bot Wüst in temperamentstarkem Aufriß die f-moll-Sinfonie von Tschaiakowsky und die D-dur-Sinfonie von Brahms. Solisten waren Professor Ludwig Hoellcher, der Schumanns widerhaariges Violoncello-Konzert mit energiegestrafftem überlegenem Können und romantischer Einfühlung meisterhaft bezwang, und Max Martin Stein, dessen subtile Künflerschaft in Beethovens lieblichem G-dur-Klavierkonzert eine trefflich geeignete Vorlage fand. Das sechste Philharmonische Konzert sah den Generalmusikdirektor der Belgrader Nationaloper, Lovra Maticic, als Gastdirigenten. Der verdienstvolle Bruckner-Interpret fesselte durch eine wahrhaft großzügige Auslegung der siebenten Sinfonie. Ebenso erfreulich war am gleichen Abend die Bekanntschaft mit der Budapest-Pianistin Sari Hir. Liszts A-dur-Konzert gelangte durch sie zu einer bestechenden virtuosen Wiedergabe.

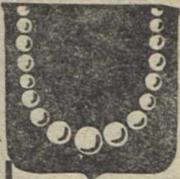
Im dritten Kammermusikabend des Schlesienschen Streichquartetts ermöglichte die Mitwirkung des Prager Pianisten Professor Franz Langer den Hörern wieder einmal den Genuß an Pfitzners bedeutendem C-dur-Klavierquintett op. 23. Ein prächtiger Ensemblegeist vermittelte in engster gegenseitiger Fühlungnahme das Werk so eindringlich und überzeugend, wie es nicht vollkommener hätte sein können. Verdis gedachte man mit einer pietätvollen Aufführung seines e-moll-Streichquintetts. Anschließend sei auch noch die Verdi-Gedenkstunde der deutsch-italienischen Gesellschaft erwähnt, in der Dr. Gerhard Troeger einen präzise formulierten Vortrag über »Verdi und sein Verhältnis zu Richard Wagner« hielt, und Wanda Sorgi aus Rom mit strahlender Stimme eine Reihe Arien zur gewandten Klavierbegleitung unseres Opernhapellmeisters Carl Caelius sang.

Zu den namhaften Gästen auf dem Konzertpodium zählte in erster Linie Annelies Kupper, einst die Unferre, jetzt an der Staatsoper Hamburg. Sie war einer Einladung der rührigen Vorsitzenden Frau Maria Korn des »Richard-Wagner-Verbandes deutscher Frauen, Ortsverband Breslau«, gefolgt, um in einer Veranstaltung des Verbandes, die im Festsaal des Schlosses stattfand, ein geschmackvolles Liederprogramm darzubieten. Besonders Interesse beanspruchten neben Schubert, Brahms und Cornelius vier feinsinnige Gefänge von Franz von Hoeßlin. Die Künstlerin gestaltete warm und musikalisch untadelig. Man feierte sie mit aufrichtiger Herzlichkeit. - Einen großen Verehrerkreis versammelte auch Will Dönggraf-Fabbaender im Konzerthaus wieder um sich. - In der Universität spielte im Rahmen eines Konzerts des Hochschul-Instituts für Musikerziehung Professor Dr. Walter Niemann aus eigenen Werken, nachdem Universitäts-Dozent Dr. Fritz Feldmann vorher eine kurze Charakteristik des Leipziger Meisters gegeben hatte. Die intime, besinnliche Kunst Niemanns wurde in der poetischen, pianistisch hervorragenden Ausführung ihres Schöpfers aufs neue tiefes Erlebnis.

Ein Musikabend der Schlesienschen Landesmusikschule stand im Zeichen des Barock. Unter der Leitung des Direktors Professor Heinrich Boell trug das Kammerorchester der Anstalt stilgetreu ein Concerto grosso von Geminiani vor. Der junge Gerhard Zeumer überraschte durch eine imponierend geist- und kraftvolle Wiedergabe der Bachischen Chaconne für Solovioline. Barbara Preiskers Sopran entfaltete sich vorteilhaft in Arien von Bach und Händel. Den gehaltreichen Abend beschloß eine glänzend aufrauschende Darbietung des Bachischen e-moll-Konzerts für zwei Cembali, deren virtuos gewandte und frischzügige Spieler Sigrid von Schallha-Ehrenfeld und Professor Boell waren. Wilhelm Straußler.

SCHLESISCHEN, ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM

Hauptchriftleiter: Karl Heinz Kreufel. Verlag: Gauverlag-NS-Schlesien G. m. b. H., Breslau 5. Druck: NS-Druckerei, Breslau 5. Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung Breslau 2, Gartenstr. 74, Landeshaus. Für unverlangt eingelangte Manuskripte u. Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung. Bezugspreis: Vierteljährlich 2,- RM, zuzüglich 4 Rpf. Bestellgeld. Einzelheft 1,- RM. Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden, oder auch direkt beim Verlag Breslau 5, am Sonnenplatz (Postcheckkonto Breslau 74 822, Fernruf 525-51 und 525-55). Anzeigenpreise (nur Seitenteile) nach Preislifte Nr. 1. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Walter Gehrke, Breslau.



Brillant-Schmuck
Perlen - Goldschmuck
Echtes Silber - Gute Uhren
empfiehlt in großer Auswahl

Juwelier Hillmann
Breslau
Ohlauer Straße 1



Juwelier Hillmann
Breslau
Ohlauer Straße 1



kauft ständig
hochwertige Schmuckstücke
mit Brillanten, Perlen, bunten Edelsteinen
Silbergegenstände - Gold
Altes Silbergeld

40/50431



Geschw. **Hoенiger**
BRESLAU 13, STRASSE DER SA. 10

Wer sein Büro gut eingerichtet, hat nie auf „Hoенiger“ verzichtet!

Büromöbel
Büromaschinen
Bürobedarf



Gewährung von Hypotheken
Ausgabe von Pfandbriefen
und Schuldverschreibungen

Breslau, Straße der SA. 31/33

Kattowitz, August-Schneider-Str. 3



Riegner & Hirschmann

Vertriebsstelle für Modelle des Amtes „Schönheit der Arbeit“
Breslau 1, Ring 29, Eingang Ohlauer Straße, Ruf 23431

**Möbel für Büros, Kantinen, Gefolgschaftsräume, Porzellan, Bunzlauer Braunzeug,
Bestecks, Beleuchtungskörper aus Holz u. a. m.**





DRESDNER BANK



*Wir verwalten Vermögen und Spargelder
Wir beraten in allen Bankfragen*

In Schlesien: Breslau, Beuthen, Brieg, Bunzlau, Glatz, Gleiwitz, Glogau,
Görlitz, Grünberg, Hirschberg, Liegnitz, Oppeln, Ratibor
auch in
Kattowitz, Königshütte, Sosnowitz, Teschen

Kapital u. Reserven
über 170 000 000 RM

456 Niederlassungen u.
Dep.-Kassen im Reich



Büro-Bedarfsges. Breslau Inhaber Arnold von Kondratowicz

Telefon: Sammel-Nr. 57241 - Über 1000 qm Ausstellungs- und Lagerräume

Tauentzienstraße 53

Wir liefern:

Schreibmaschinen
Buchungsmaschinen
Additionsmaschinen

Rechenmaschinen
Adressiermaschinen
Werbebriefdrucker

Vervielfältiger
Registrierkassen
Buchhaltungen

Karteln
Registaturen
Drucksachen

Feine Briefpapiere
Füllhalter
usw.

Buchhandlung
P. Schweitzer Nachf. Beyer & Soblik
Breslau 5, Tauentzienplatz 9

Großes Lager in Büchern aus allen Zweigen der Literatur
Karten der Landesaufnahme — Autokarten

Rüschel KÖHLER & LORENZ
BRESLAU • KUPFERSCHMIEDESTR. 41 • RUE. 51424

Wenn in Breslau

Dann besuchen Sie die „Drei von Frank“

1. Die große Schöne, Ring 19
2. Die kleine feine, Ring 46
3. Die alte Bekannte, Blücherplatz 12
im Riembergshof

Konditorei Frank



Fachgeschäft für Mal- und Zeichengerätschaften
Breslau 1, Taschenstraße 29-31 • Fernruf 54682

Strunz

Meisterbetrieb

Herrenausstatter - nur Straße der SA.12 - Haus Huthmacher

Seidel & Pohl
BRESLAU I
Schweidnitzer Str. 27 gegenüber der Oper
Maß-Schneider + Herrenausstatter



Bürobedarf jeglicher Art
Wilpert & Mohaupt

Inhaber: Werner Hartmann
Bahnhofstraße 2, I. / Ruf 50783

RESTAURANT
Schloss-Café
Schweidnitzer Straße gegenüber Stadttheater Tel. 50387
Inh.: Karl Obermair, langjähr. Pächter des Kurhauses Bad Reinerz

empfiehlt seine be-
haglichen Räume für
Familien- und
Sportlerkreise.
Anerkannt
gute Küche.